Ubessetzen

April-September 2004 • 38. Jahrgang • Nr. 2-3

Helmut Frielinghaus

Aufbrüche, damals und jetzt

50 Jahre VdÜ! Ich nutze die Gelegenheit, dass ich hier etwas sagen darf, um an einige Augenblicke in der Geschichte des VdÜ zu erinnern. So wie ich sie über Jahrzehnte beobachtet habe – als Lektor, lange als Mitglied –, ist es eine Geschichte vieler mutiger Aufbrüche und erstaunlicher Erfolge.

An die Geschichte des VdÜ zu erinnern, heißt, an Übersetzerinnen und Übersetzer zu erinnern, die diese Geschichte als engagierte Mitglieder oder als Präsidenten des VdÜ geprägt haben.

Die Gründung des VdÜ 1954 war in gewisser Weise eine Antwort auf den Lesehunger nach dem Zweiten Weltkrieg. Die lesenden Deutschen waren begierig, endlich wieder ausländische Literatur kennenzulernen, von der sie zwölf Jahre lang abgeschnitten waren. Nun sollte

plötzlich sehr viel übersetzt werden, mehr als als je zuvor. In Westdeutschland konzentrierten sich die Verlage - man sieht das sehr deutlich, wenn man heute Verlagsprogramme der späten vierziger und frühen fünfziger Jahre studiert zuerst auf französische und angelsächsische Literatur, in Ostdeutschland auf russische, osteuropäische Literatur. Später, ab Mitte der fünfziger Jahre, wurden die italienische, die spanische und südamerikanische und auch die skandinavische Literatur »entdeckt« oder wiederentdeckt. Und ab 1963/64 wurden dann in Massen sogenannte Bestseller produziert.

Was in den frühen Jahren an Übersetzungen veröffentlicht wurde, war weitgehend ernst zu nehmende Literatur. Die Begeisterung, mit der übersetzt und verlegt wurde, war groß. Die Qualität blieb bei dem Tempo, zu dem die Verlage drängten, nicht selten auf der Strecke.

Von einem der damaligen Sartre-Übersetzer wissen wir, dass er, Lektor in einem Hamburger Verlag, seine Übersetzungen in der Mittagspause aus dem Stegreif, stürmisch auf und ab schreitend, der Verlagssekretärin in die Maschine diktierte. Traugott König, Herausgeber der deutschen Sartre-Ausgabe, hat später für Neuübersetzungen gesorgt. Aber es stimmt natürlich nicht, dass damals nur unzureichende, unprofessionelle Übersetzungen entstanden wären. Es entstanden vor und nach 1945 großartige Übersetzungen von Werken der Weltliteratur,

die neben heutigen Neuübersetzungen gut bestehen können. Es gab wunderbare, altmodisch rundum gebildete Übersetzer, die lange Zeit ihren Beruf nicht hatten ausüben dürfen. Zu den schönen und zugleich etwas schmerzlichen Phänomenen gehört es ja, dass exzellente Übersetzungen oft auch von Außenseitern oder Quereinsteigern kommen.

Der erste Präsident und Mitbegründer des VdÜ war der Völkerkundler und Schriftsteller Rolf Italiaander. Ein Mann zwischen den Zeiten: Forschungsreisender in der Tradition des 19. Jahrhunderts – zehn Afrika-Expeditionen, Reisen nach Neu-Guinea, Brasilien, Indien und ein frühes Marketinggenie bei der publizistischen Verwertung seiner unzähligen Schriften, dies auch im »Dritten Reich«. Er hatte Mut bewiesen, als er als junger Mann mit dem Fahrrad (!) durch die Sahara fuhr und als er früh, zu einer Zeit, als das gesellschaftlich noch nicht opportun war, dezidiert für die Homosexuellen eintrat. In seiner Wohnung in der vornehmen Bene-

> dictstrasse am Hamburger Klosterstern, wo ich ihm in den 80er Jahren einen Artigkeitsbesuch abstattete, bewegte er sich, hochgewachsen, hanseatisch, leicht gebeugt und am Gehstock, zwischen seinen kostbaren exotischen Mitbringseln, die später ein ganzes Museum füllten.

> Für den sich formierenden VdÜ war Rolf Italiaander, dem die Idee des Übersetzens näher war als das komplizierte Handwerk, der richtige Anfangs-Präsident: ein deutscher Weltbürger niederländischer Abkunft, ein Streiter für Frieden und Verständigung, ein früher Kulturunternehmer, ein Liebhaber der Künste und der Literatur,

mit sicherem Gespür für Qualität. Unter den Gründungsmitgliedern waren der Übersetzer Kurt Heinrich Hansen, dessen Handschrift man in der Satzung erkennt, und der Schriftsteller Hans Georg Brenner. Brenners Frau, Susanna Rademacher, eine frühe professionelle Übersetzerin, unter anderem der Werke von Thomas Wolfe, wurde eine Respekt einflößende Säule des VdÜ, eine Galionsfigur, um es respektlos zu sagen. Sie trug als erste den Hieronymus-Ring. Mitgründer des VdÜ war auch der Schriftsteller Martin Beheim-Schwarzbach, der nach Rückkehr aus der englischen Emigration etwas verbittert und maßlos übertreibend behauptete, für seine - übrigens sehr schöne, lesenswerte - Übersetzung des Romans Vom Winde ver-



50 Jahre VdU!

weht habe er damals, 1937, von dem Verleger Eugen Claassen eine Kiste Zigarren als Honorar gekriegt – eine über lange Jahre gern erzählte Übersetzerlegende.

Der frühe VdÜ – Mitgliedsbeitrag 1 DM pro Monat, Spenden erwünscht – sah seine Aufgabe unter anderem darin, Musterverträge auszuarbeiten (damals schon!), und lud gleich im ersten Jahr anlässlich der Berliner Festwochen zu einem Berliner Gespräch mit dem optimistischen Titel Ȇber die Kunst des Übersetzens« ein.

Helmut M. Braem übernahm das Amt des Präsidenten zehn Jahre später, 1964, von dem Sachbuchübersetzer Rolf Tonndorf, unter dessen Vorsitz das Blättchen Der Übersetzer entstanden war. Braem, ein feinfühliger und ein waghalsiger Mann, war, worüber er nie sprach, im Krieg U-Boot-Kommandant gewesen. Verena Reichel berichtete, als sie vor ein paar Jahren den Helmut-M.-Braem-Preis erhielt, dass er sich nach dem Krieg eine Zeitlang seinen Lebensunterhalt mit einem »Rollschuhschleuderakt« im Varieté und als Motorradfahrer oder Todesfahrer, wie wir das früher nannten, in Shows verdient hatte und dass er im Stuttgarter Funkhaus als »wilder Mensch«, als »Tramp« charakterisiert wurde. Verena Reichel dachte in diesem Zusammenhang unwillkürlich an das gleichfalls hohe Risiko, das Übersetzer mit ihrer Arbeit oft eingehen. Eine Zeitlang war Braem auch Schauspieler und Regisseur gewesen. Alles keine schlechten Vorübungen für den Schriftsteller, Übersetzer, Hörspielautor, Kritiker und Essayisten, der er wurde. Er schrieb über amerikanische und englische Autoren, verfasste kluge Buchkritiken, hielt Gastvorlesungen an angelsächsischen und skandinavischen Universitäten. Im VS war er von dessen Gründung an einer der stellvertretenden Vorsitzenden. In den fünfziger und frühen sechziger Jahren übersetzte Braem, zusammen mit Elisabeth Kaiser-Braem, Orwell und Saroyan, Cummings, Faulkner, William Carlos Williams, Henry James. Ein unglaubliches Pensum – Braem wurde nur 55 Jahre alt. Ein faszinierender Mensch, energisch, voller Tatendrang, phantasievoll und überraschend zartfühlend. Wie sehr er geschätzt, geliebt wurde, zeigt die Einrichtung des von Übersetzern begründeten, nach ihm benannten Übersetzer-Preises. Braem hatte klare Vorstellungen von den Aufgaben des VdÜ. Es galt:

- die Öffentlichkeit auf die Arbeit der Übersetzer aufmerksam zu machen,
- Fortbildungsmöglichkeiten zu schaffen, um die Qualität übersetzerischer Arbeit zu steigern,
- die Arbeits- und Honorarbedingungen der Übersetzer zu verbessern.

Er nannte das damals »Selbsthilfe«. In einem Aufsatz von Erika Tophoven, abgedruckt in der Festschrift des Europäischen Übersetzer-Kollegiums, fand ich das folgende Zitat von Braem: »Alle reden von Reformen, Übersetzer verwirklichen sie. Ohne Aufrufe und Absprachen ist eine Bewegung entstanden, die kein anderes, kein geringeres Ziel hat, als die Leistung jedes einzelnen zu steigern, seine Kenntnisse zu mehren, sein Wissen zu vertiefen.«

Die Ziele, die Braem und seine Übersetzerfreunde verfolgten und in große und kleine Projekte umsetzten,

> sind die Hauptaufgaben des VdÜ geblieben und werden es bleiben: Öffentlichkeitsarbeit, Ausbildungs- und Fortbildungsmöglichkeiten für junge und gestandene Übersetzer und die Verbesserung der Honorarbedingungen. Immer wenn diese Ziele im VdÜ vorübergehend aus dem Blickfeld gerieten, wenn statt dessen, manchmal endlos, um Banalitäten gestritten wurde, zeigte sich, wie gefährdet der Verband, diese solide und zugleich fragile Vereinigung von eingefleischten Individualisten ist.

Braem bereitete zusammen mit Rolf Italiaander den ersten internationalen Übersetzerkongress vor, der unter grosser Beteiligung, auch von Verlegern, Lektoren, Presseleuten, 1965 in Hamburg stattfand. Ich weiß noch, dass die Verleger erleichtert aufatmeten, denn noch ging es bei den Forderungen der Übersetzer an die Verlage nicht in erster Linie um Geld, sondern um die Nennung des Übersetzernamens auf der Titelseite des Buches. Es war nur ein Anfang, ein bescheidener, aber sehr kluger Anfang. Und es gab Verleger, die so-



Neckarrems Januar 1974 Nr. 1 11. Jahrgang

Herausgegeben vom Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. und der Sparte Übersetzer in der Berufsgruppe VS in der IG Druck und Papier

Gruß zum neuen Jahr

Das muß man sich einmal klarmachen: Seit nunmehr 2181 Jahren versuchen Autoren, gemeinschaftlich ihre soziale Situation zu verbessern. Den Anfang machte das 'collegium scribarum historiorumque' im Jahre 207 vor der großen Zeitenwende in Rom. Erreicht hat es nichts. Rund vierhundert Jahre später unterschied der Römer Aulus Gellius zwischen zwei Arten von Schriftstellern: hier der erstklassige (classicus) und steuerpflichtige, dort der proletarische (proletarius), der so wenig wie ein Handlanger verdiente und noch nicht einmal zur fünften, zur letzten Klasse der Steuerzahler gehörte. Er war abhängig, wenn er Heroen der Zeit literarisch huldigte, sich für seine Hymnen klingende Münze oder Pfründe erhoffte, und er war abhängig, wenn er im Auftrag schrieb. Seit dieser Zeit hat sich zwar die Position des Schriftstellers und Übersetzers innerhalb der verschiedenen Gesellschaftsformen immer wieder geändert, nicht aber seine Abhängigkeit. Er war nicht frei, wenn er von Fürsten, Rittern oder dem Klerus freigehalten wurde. Er war es nicht, wenn er sich jemandem verdingte, um mit dem Lohn seine Arbeit als Schriftsteller und Übersetzer zu finanzieren. Er war es nicht, als er schließlich zu den 'freien Unternehmern' gerechnet wurde, doch fast jeden ihm diktierten Preis annehmen mußte. Er war machtlos.

Erst die Einigkeit der machtlosen Einzelgänger, wereint im Verband deutscher Schriftsteller (VS), machte uns langsam bewußt, daß wir eine Kraft brauchen, die uns hilft, unsere sozialpolitischen Forderungen durchzusetzen. Die Folge: Im Januar 1973 plädierten in Hamburg beim 2. Schriftstellerkongreß rund 94 Prozent der Anwensenden für den Anschluß an die Industriegewerkschaft Druck und Papier. Ebenfalls rund 94 Prozent der Teilnehmer an der Jahresversammlung des VDÜ hatten schon zuvor (1972) diesen Anschluß empfohlen. Von nun an konnte ein neues Kapitel in der Geschichte des Autors vorbereitet werden. Seit dem 1. Januar dieses Jahres ist der Verband deutscher Schriftsteller (VS) die Berufsgruppe der deutschsprachigen Schriftsteller in der IG Druck und Papier. Die bisherigen Aufgaben der Fachgruppe deutscher Übersetzer im Verband deutscher Schriftsteller (VS) sind auf die Sparte Übersetzer bei der Berufsgruppe VS in der IG Druck und Papier übertragen worden.

DER ÜBERSETZER, nunmehr im elften Jahrgang, wird weiter erscheinen. Neben dem bisherigen Herausgeber, dem Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. (VDÜ) steht erstmals mit dieser Ausgabe die Sparte Übersetzer bei der Berufsgruppe VS in der IG Druck und Papier. Die Verantwortlichen der Zeitschrift danken herzlich für Zuwendungen dem Kultusministerium von Baden-Württemberg, dem Freundeskreis zur internationalen Förderung literarischer und wissenschaftlicher Übersetzungen sowie Senator Hans Weitpert. Niemand kann besser die Verdienste der Redakteurin Eva Bornemann und ihrer Mitarbeiter beurteilen als die Leser des Periodikums DER ÜBERSETZER. Einen guten, uns alle aufwärts führenden Weg durchs neue Jahr wünscht Ihnen im Namen der Herausgeber

Ihr Helmut M. Braem

fort bereitwillig darauf eingingen und Vorreiter wurden und das sogar noch eine Weile blieben, als in der Folgezeit über Honorare und die Einführung der Beteiligung der Übersetzer an den Erlösen aus der Verwertung der Nebenrechte verhandelt wurde. Unter ihnen war der Rowohlt-Verleger Heinrich Maria Ledig-Rowohlt, der selbst amerikanische Bücher übersetzt hatte, sich um die bei ihm erscheinenden Übersetzungen kümmerte und sich für die Übersetzer interessierte. Seine Bewunderung mancher Übersetzerleistungen bewog ihn, gegen Ende seines Lebens einen der heute angesehensten Übersetzerpreise zu stiften.

Ursula Brackmann, die von 1964 an Helmut M. Braem und später Klaus Birkenhauer zur Seite stand und sich inzwischen über exakt vier Jahrzehnte hin um den VdÜ und den VS und die Schriftsteller und die Übersetzer in wahrhaft unübersehbarem Maße verdient gemacht hat, nicht selten als die Stimme der Vernunft, hatte sich schon vor dem Übersetzerkongress in den Verlagen um Verbündete bemüht und einige Lektorinnen und Lektoren als VdÜ-Mitglieder »gekeilt«. (Ich war eines ihrer willigen Opfer.) Verbündete in Verlagen zu haben, schien ihr nicht nur für die Verbesserung der direkten Zusammenarbeit zwischen Übersetzern und Verlag wichtig, sondern auch im Hinblick auf die voraussehbaren härteren Auseinandersetzungen um Honorarbedingungen.

Die Übersetzer hatten und haben in mehreren literarischen Verlagen gute Verbündete, und sie sollten sich unverdrossen immer wieder neue gewinnen, das Gespräch suchen. Es stimmt, es gibt neben guten Lektoren auch viele schlechte, so wie es viele wenig geniale Übersetzerinnen und Übersetzer gibt, eine Tatsache, die das Miteinander und das Verhandeln nicht leicht macht. Aber die Verlage sind und bleiben die wichtigsten Partner der Übersetzer, sie sind die verantwortlichen Vertreter der Autoren. Schwierige Auseinandersetzungen wird und muss es wohl immer geben. Zu den vielen Stärken der gegenwärtigen Präsidentin des VdÜ gehört es, dass sie, Expertin für Konfliktmanagement, unerschütterlich und mit beachtlichen Erfolgen auf vernünftiges Verhandeln, auf Einander-Zuhören und auf nicht dozierendes Miteinander-Reden baut.

1968 lud der VdÜ auf Initiative von Helmut M. Braem die Übersetzer ein, ihr Gehäuse zu verlassen und zu gemeinsamen Gesprächen zusammenzukommen. Aus den Esslinger Gesprächen, die Braem sich zusammen mit einem Pfarrer der evangelischen Akademie Bad Boll ausgedacht hatte, wurden später die Bergneustädter, die Bensberger, nun offenbar die Wolfenbüttler Gespräche – eine Veranstaltung, die dem Erfahrungsaustausch, aber eben auch dem Ziel dient, »die Leistungen zu verbessern, Kenntnisse zu mehren, Wissen zu vertiefen«, um es noch einmal mit Braem zu sagen.

Es ist richtig, wenn Übersetzerinnen und Übersetzer heute sagen, dass sich die Qualität literarischer Übersetzungen insgesamt erheblich verbessert hat, aber beim mutigen Blättern in übersetzten Büchern und Taschenbüchern, wie sie in Großbuchhandlungen die Tische überfluten, kann man nach wie vor ungute Entdeckungen machen. Ausbildung, Fortbildung gehören zu den immer bleibenden Aufgaben.

Zu denen, die sich mit Braem Gedanken über die Zukunft des Übersetzens und die Förderung jüngerer, anfangender Übersetzer machten, gehörte Elmar Tophoven, der in Paris lebte und in den Nachkriegsjahrzehnten eine ganz wesentliche Rolle im französisch-deutschen Kulturaustausch gespielt hat. Tophoven, der in den fünfziger und sechziger Jahren zusammen mit Erika Tophoven unter anderem das Gesamtwerk von Samuel Beckett übersetzte und über einen unermesslichen Erfahrungsschatz verfügte, hatte die Vision einer internationalen Übersetzerwerkstatt nach historischem Vorbild: Im mittelalterlichen Spanien waren an der Schule von Toledo im 12. Jahrhundert, unter dem Mäzenat des Erzbischofs Raimundo von Toledo, Handschriften arabischjüdischer Denker (oft jüdischer Verfasser, die in arabischer Sprache schrieben) entziffert und ins Spanische, dann, zwecks schnellerer Verbreitung, ins Kirchenlateinische übersetzt worden – von Gelehrten, die aus aller Welt kamen. Dieses Wunder ereignete sich in einer relativ langen Phase friedlichen Zusammenlebens von Arabern, Juden und Christen in einem vorher und hinterher abermals von grausamen Glaubenskriegen und fundamentalistischen Glaubensfanatikern gequälten Land.

Tophoven hatte noch eine andere, eine sozusagen ergänzende Vision: Er meinte, dass Übersetzer anspruchsvoller Literatur ihre frisch gefundenen Wege zu Lösungen schwieriger Übersetzungsprobleme systematisch aufzeichnen sollten, um so ihre übersetzerische Arbeit durchschaubar und für andere nutzbar zu machen. Die Fülle des Materials, glaubte er, werde es erlauben, eines Tages große neuartige Nachschlagewerke und Methoden zum Lehren der Kunst des literarischen Übersetzens zu entwickeln. Es ging ihm um eine »vom rein intuitiven zum analysierenden, argumentierenden Übersetzen führende Methode«.

Was aus Tophovens Ideen wurde, wissen Sie: das Europäische Übersetzer-Kollegium in Straelen. Die langen Wege, die zu seiner Gründung führten, sind in der Festschrift des Kollegiums zum fünfundzwanzigjährigen Bestehen des EÜK beschrieben. Die von Tophoven entwickelte, im Übersetzeralltag schwer zu praktizierende Methode des analysierenden Übersetzens hat immerhin die Arbeit in manchen Sprachgruppen bei Bergneustädter Gesprächen und in Straelener Übersetzerseminaren mitgeprägt. Und das große, umfassende Nachschlagewerk, das ihm vorschwebte, ist nun in gewisser Weise die einzigartige Bibliothek des EÜK.

Helmut Scheffel spricht in einem schönen Aufsatz über Elmar Tophoven von der »unerschütterlichen Beharrlichkeit«, mit der Tophoven »seine Idee propagierte, von Tagung zu Tagung reiste, von Institution zu Institution«.

Die nicht geringere Beharrlichkeit einer Übersetzerin hat rund zwei Jahrzehnte später zu einem weiteren Wunder geführt. Jahrelang predigte Rosemarie Tietze, der wir wunderschöne Übersetzungen aus dem Russischen verdanken, zuerst den Kollegen, später den Vertretern von Institutionen, offenen und tauben Ohren, dass und wieso Übersetzer schwieriger literarischer Werke mit ihrer zu gering bezahlten Arbeit die Verlage subventionieren. Sie glaubte nicht mehr daran, dass sich dieser Misstand mit Hilfe der Verlage beheben ließe.

Was ihr vorschwebte, ist Wirklichkeit geworden: Heute gibt es den von ihr erfundenen Deutschen Übersetzerfonds, der ähnlich wie der Deutsche Literaturfonds in Darmstadt nach literarischen Kriterien arbeitet. Er hat seinen Sitz im Literarischen Colloquium Berlin am Wannsee, einer übersetzerfreundlichen Institution, wo seit langen Jahren neben Schriftstellern auch Übersetzer zu gemeinsamer Arbeit willkommen sind, zur jährlichen Übersetzerwerkstatt, zu Seminaren ausländischer und deutscher Übersetzer.

Der temperamentvolle, ideenreiche und umtriebige Klaus Birkenhauer, der das Amt des Präsidenten des VdÜ 1976 von Helmut M. Braem übernahm und später Geschäftsführer beziehungsweise Projektleiter des Europäischen Übersetzer-Kollegiums wurde, steuerte den

VdÜ geschickt durch schwieriger, vor allem bürokratischer werdende Zeiten. Das Europäische Übersetzer-Kollegium entwickelte sich unter seiner Leitung zu einer großen, weltbekannten Institution. Wie Tophoven es gewollt hatte, wird das Haus – mitsamt seiner von Regina Peeters aufgebauten, reichen Bibliothek – tatsächlich von Übersetzern aus aller Welt genutzt, und tatsächlich haben die Förder- und Fortbildungsseminare wie auch die ständigen Gespräche der Übersetzer untereinander das Straelener EÜK zu einer Schule für Übersetzer gemacht.

Birkenhauer, selbst ein glänzender Übersetzer, verhandelte jahrelang zäh mit dem Verlegerausschuss des Börsenvereins über Normverträge. Half ihm dabei seine ausgeprägte schauspielerische Begabung, die er mit Braem teilte, und diese unbeirrbare, hartnäckige Zielstrebigkeit, die er mit Tophoven teilte? Half ihm etwas Spielerisches, das ihn früh, als wir alle noch die Nase rümpften, die Bedeutung des Computers für Autoren, Übersetzer und Verlage erkennen ließ? Auch das einer der stillen großen Aufbrüche, wie wir heute wissen. Birkenhauer war ein sensibler Tüftler und Techniker. Ein Rationalisierer im besten Sinne, Ein Wörterbuchspezialist. Er war hilfsbereit bis zur Selbstaufgabe. Wie Braem war auch Birkenhauer Schriftsteller, Autor von Sachbüchern, nebenher Erfinder dieser berühmten Phrasendreschmaschinen (ein Ergebnis vielleicht der ihn langweilenden Sitzungen, an denen er teilnehmen musste?), und vor allem Verfasser einer ganz neuartigen, empfindsamen Kleist-Biographie.

Solidarität hat unter den Übersetzerinnen und Übersetzern im VdÜ immer und von Anfang an eine große Rolle gespielt, eine größere, glaube ich, als in jeder anderen kulturellen oder literarischen Vereinigung, den VS eingeschlossen. Darin liegt die besondere Stärke des Verbands. Auch zeichnet es den VdÜ aus, dass bis heute oft gerade die herausragenden und erfolgreichen Übersetzer, um nicht zu sagen, die besten und bedeutendsten, die Arbeit ihrer Kolleginnen und Kollegen fördern, indem sie Ämter übernehmen und in beharrlicher Verbandsarbeit zur Verbesserung der Leistungen und der Situation der Übersetzer beitragen. Ich denke dabei an die Präsidenten und Vorstandsmitglieder des VdÜ, aber auch an den Freundeskreis der Literaturübersetzer, an Hildegard Grosche, die langjährige Präsidentin, die eine couragierte Verlegerin war, ihrer Zeit weit voraus, ehe sie Übersetzerin ungarischer Literatur wurde und mit energischer Würde, unter Beistand von Übersetzern wie Helmut und Gerda Scheffel, die Sitzungen der Jurys des Braem-Preises und des Wieland-Preises leitete; ich denke an Rosemarie Tietze und Ragni Gschwend, die ihr im Amt folgten. Ein Ehrenamt im VdÜ oder im Freundeskreis zu haben, heisst, zumal in den gegenwärtigen Zeiten des krassen Geldmangels, sozusagen täglich und ganztags für eine ständig gefährdete Sache in die Bresche zu springen.

Was der vorige Präsident des VdÜ und die gegenwärtige Präsidentin, Burkhart Kroeber und Helga Pfetsch, beide bedeutende Übersetzer, und ihre Mitstreiter im Vorstand für die Literaturübersetzer geleistet haben, wissen die Übersetzer unter Ihnen, Sie haben es selbst erlebt. Hier wüsste ich noch viele ältere und jüngere Übersetzerinnen und Übersetzer zu nennen, die sich im VdÜ, im Freundeskreis, in den Jurys der Übersetzerpreise, bei der Gewerkschaft und an anderer Stelle engagiert und um die gemeinsame Sache verdient gemacht haben.

Nicht nur die Verleger sind Partner, mit denen immer wieder verhandelt, gestritten werden muss.

Der VdÜ, der seit 1969 als selbständiger Verband dem Schriftstellerverband angehört, hat sich 1973 zusammen mit dem VS, damals sehr zögernd, der Gewerkschaft angeschlossen und gehört heute zur Vereinten Dienstleistungsgewerkschaft, ver.di. Die Übersetzer hatten lange überlegt: Was gab man auf, was gewann man? Eine Frage, die bleibt und immer wieder zu Gesprächen Anlass sein muss. Fühlen sich die VdÜ-Mitglieder durch ihre Gewerkschaft vertreten? Oder kommen sie sich wie Zwischendeckpassagiere auf dem großen Dampfer vor? Und mehr noch, sind die Mitglieder des VdÜ und des VS mit der gegenwärtigen Politik ihrer Gewerkschaft, mit der Sprache der Vorsitzenden einverstanden? So oder so - sollten Übersetzer und Schriftsteller nicht mehr von ihrem Mitspracherecht Gebrauch machen, sich einmischen?

Es hat unter den Übersetzerinnen und Übersetzern immer Schriftsteller gegeben, die aktiv und solidarisch auch im VS mitgearbeitet haben. Wie ist das umgekehrt, auf Seiten der Schriftsteller?

Hier zeichnet sich gerade die Möglichkeit eines neuen Aufbruchs ab. Die im Internationalen Übersetzerverband (FIT) organisierten Verbände richten in diesen Tagen einen Appell an die Schriftsteller in aller Welt. Die Autoren werden darin kurz und bündig aufgeklärt über die Arbeitsbedingungen heutiger Literaturübersetzer und aufgefordert, sich dafür einzusetzen, dass die Übersetzer angemessene Verträge und eine angemessene Vergütung bekommen. Es ist ein sehr ernst gemeinter, dringlicher Appell, keine Formsache, keine Pflichtübung. Viele Schriftsteller haben – wie Günter Grass gezeigt hat – durchaus die Möglichkeit und die Macht, etwas für die Übersetzer zu tun. Der Appell ist eine wichtige Initiative. Wer auch nur im weitesten Sinne mit Literatur zu tun hat, sollte sie nach Kräften fördern.

Die Aufbrüche sind schwieriger geworden, nicht zuletzt, weil überall, zumal wo es um Kunst und Kultur geht, das Geld knapp geworden ist, was alles Verhandeln erschwert und die Positionen der Auftraggeber verhärtet. Es kommt hinzu, dass die Literatur es heute schwerer hat, dass die alten Lesetraditionen vergessen sind. Wir haben uns zu einer Gesellschaft entwickelt, die ihre Geschichte vergisst. Selbst große Ereignisse der Gegenwart, dramatische, glückliche, tragische, sind morgen vergessen oder verkommen zur entleerten Ikone wie zum Beispiel die zwei brennenden, einstürzenden Türme. Literarische Bücher haben ironischerweise bessere Chancen, bemerkt zu werden, wenn sie unter einem x-beliebigen nebensächlichen Vorzeichen zum Event stilisiert oder manipuliert werden können. Die Debatte um die Rechtschreibung ist insofern grotesk, als die deutsche Sprache, deren Schreibweise geregelt werden soll, nicht mehr ernst genommen und von vielen nicht mehr wirklich beherrscht wird.

Schlechte Zeiten für alle, die den Umgang mit Sprache und Literatur zu ihrem Beruf gemacht haben. Was tun? Vielleicht: sich immer wieder auf zurückliegende Anfänge, Aufbrüche besinnen und dann weitermachen. Inmitten der Misere schreiben Schriftsteller waghalsige Bücher, gründen Idealisten neue Verlage, entwickeln Übersetzer neue kühne Formen der Selbsthilfe. Bauen wir auf die Autoren, Verleger und Übersetzer, die etwas riskieren.

Ein leidenschaftlicher Hamburger Antiquar sagte neulich zu mir: »In Zeiten wie diesen müssen die Verrückten wie wir zusammenrücken.«

Rücken wir zusammen. Rücken Sie zusammen.



Aktion Kollege in der Klemme

2. Auflage

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

die beim 4. Eßlinger Gespräch ins Leben gerufene Aktion "Kollege in der Klemme" geht bald ins vierte Jahr. Inzwischen haben zahlreiche Neuzugänge, Adressenänderungen und Abmeldungen die vorliegende Neuauflage notwendig gemacht. Der Übersichtlichkeit halber wurde diese Liste in einen Fachgebiete- und einen Adressenteil gegliedert.

Für Uneingeweihte hier noch einmal die Spielregeln:
Die auf den folgenden Seiten genannten Mitglieder haben
sich bereit erklärt, ihre über das Allgemeinwissen
hinausgehenden Kenntnisse auf den betreffenden Fachgebieten ihren Kollegen kostenlos zur Verfügung zu stellen.
Keiner von ihnen betrachtet sich selbst als unfehlbar auf
dem jeweiligen Gebiet, und es mag vorkommen, daß der Gefragte
auch einmal passen muß - was für den Ratsuchenden immerhin
vielleicht ein Trost ist. (Daß die kostenlose Hilfe sich
nur auf die Beantwortung gezielter Fragen erstreckt, nicht
etwa auf die Übersetzung ganzer Passagen, dürfte sich von
selbst verstehen.)

Bei schriftlichen Anfragen sollten Sie bitte Rückporto (im Ausland einen internationalen Antwortschein) beilegen, um Ihren Ratgeber nicht finanziell zu belasten.

Im übrigen sollte niemand sich scheuen, das Wissen der Kollegen anzuzapfen, wenn die eigenen Kenntnisse einmal nicht ausreichen. Der Kollege wird, wenn er kann, gern antworten, sonst hätte er sich der Aktion ja nicht zur Verfügung gestellt.

Wer sich der Aktion noch anschließen möchte, teile dies bitte der VDÜ-Geschäftsstelle mit. Die Liste wird laufend ergänzt.

Otto Bayer

Wie wir wurden, wer wir sind Fünf VdÜ-Mitglieder erinnern sich

Moderation: Nathalie Mälzer-Semlinger Teilnehmer:

Burkhart Kroeber, Übersetzer aus dem Italienischen, Französischen und Englischen, Vorsitzender des Verbands von 1991-97.

Werner Peterich, Übersetzer aus dem Englischen, Französischen und Italienischen, Gründungsmitglied des

Ursula Brackmann 1964 zum VdÜ gekommen, ab 1969 Geschäftsführerin, 1974-85 Zwischenspiel als Geschäftsführerin des VS, von 1985-91 zweite Vorsitzende des VdÜ.

Rosemarie (Mascha) Tietze, Übersetzerin aus dem Russischen, 1972 in den Verband eingetreten, für einige Jahre Mitglied des Vorstands, in den Achtzigern Redakteurin von Übersetzen (damals noch Der Übersetzer); Initiatorin und Mitgründe-

rin des Deutschen Übersetzerfonds.

Andreas Tretner, Übersetzer aus dem Russischen, Bulgarischen und Tschechischen, 1994 in den Verband eingetreten, von 1993 bis 2003 im Sächsischen Übersetzer-Verein »Die Fähre« aktiv.

Nathalie Mälzer-Semlinger, Übersetzerin aus dem Französischen, 2000 in den Verband eingetreten.

Mälzer-Semlinger: Einer der Hauptgründe, warum ich in den VdÜ eingetreten

bin, war, dass ich möglichst viele Übersetzer kennenlernen und mich professionalisieren wollte. Gleich zu Beginn habe ich Helga Pfetsch kennengelernt, die uns junge Deutsch-Französisch-Übersetzer mit Infomaterial über den Berufsverband versorgt hat. So erfuhr ich, was es da alles gibt: den Normvertrag, Honorarumfragen, die Normseite, Rundbriefe, dass die Übersetzer sich alljährlich zusammenfinden usw. All diese Errungenschaften, die für jeden, der heute in den VdÜ eintritt, selbstverständlich sind, sind irgendwie entstanden. Daher meine Frage: Wie haben die Leute damals zusammengefunden, wie entstand überhaupt die Idee, einen solchen Verband zu gründen?

Peterich: Ich übersetze seit 55 Jahren, davon 30 Jahre als Freiberufler, und hatte auch vorher immer mit Literatur zu tun. Ich war am Ende des Krieges 16 Jahre alt und von der Naziideologie indoktriniert, und mit Kriegsende war plötzlich alles anders. Ich musste vollkommen umlernen, vieles lernen, was ich nicht begriff, moderne Malerei zum Beispiel, in der ich vorher nur bunte Flecken sah. Moderne Literatur hat mich wahnsinnig interessiert. Als erstes las ich die Four quartets von T.S Eliot, und weil ich das nicht verstehen konnte, habe ich versucht,

es zu übersetzen. Und das ist im Grunde genommen mein Leben lang so weitergegangen: Ich habe übersetzt, um zu verstehen. Erst also T.S. Eliot, dann fing ich an, Bücher zu übersetzen, Romane. Ich hatte das Glück, von manchen Verlegern nett behandelt zu werden, von anderen aber weniger. Einer der weniger Netten war ausgerechnet Suhrkamp: Irgendwann habe ich gehört oder gelesen, dass es einen Gedichtband von Eliot gebe, den man nicht übersetzen könne, das war Old Possum's Book of Practical Cats. Daran habe ich mich gesetzt, und das erregte die Aufmerksamkeit des Verlages. Man hat mir gesagt, ja das machen wir, aber kurz vor Weihnachten hieß es dann plötzlich, nein, so geht das doch nicht, wir wollen bitte Ihre Übersetzung als Vorlage an bekanntere Leute geben. Und das geschah dann auch. Von mir ist aber trotzdem noch sehr viel dabei. Dieses Buch hat inzwischen eine Auflage von über achtzigtausend. Und ich habe hundertfünfzig Mark dafür bekommen. Solche Dinge sind damals en gros passiert. Später, als ich selber im Verlag arbeitete, habe ich versucht, genau das zu verhindern, und mit Übersetzern nett umzugehen.

Zur Gründung: Es gab in Hamburg ein paar Übersetzer, und von einer Übersetzerin, nämlich Anna-Liese

> Kornitzky, die krank war, wurde ich gebeten, ihr zu helfen. Das habe ich natürlich gerne getan, unter anderem hat sie mich gebeten, ein halbes Buch zu übernehmen, Marjorie Mornig Star von Herman Wouk aber das durfte um Gottes willen der Verleger, Wolfgang Krüger, nicht erfahren. Ich wurde also zu strengstem Stillschweigen verpflichtet, was insofern ein Witz ist, als ich später zwei dicke Bücher von Herman Wouk übersetzt habe, die Kriegsgeschichten: Der Krieg, Der Feuersturm. Dadurch lernte ich also die Kornitzkys kennen, und eines Tages sagte sie: »Da

sind ein paar Leute, die sich treffen wollen, alles Übersetzer - mal sehen, was wir zusammen erreichen können.« Ich ging mit, das war [am 23. August] 1954. Der Mann, der die ganze Geschichte ins Leben gerufen hat, war Rolf Italiaander, eine Hamburger Spezialgröße.

Wir wollten wissen, wie können wir die Verleger angehen, was können wir machen, damit wir ein bisschen bessere Honorare bekommen. Damals ging es noch nicht darum, aufs Titelblatt zu kommen, das war vollkommen ausgeschlossen, das ging dann erst zwanzig Jahre später. Das waren also die großen Ziele: Anerkennung, die Finanzen, eine gewisse Sicherheit und dann natürlich der Austausch mit den Kollegen. Der Austausch bezog sich sowohl auf die Literatur, als auch auf den Umgang mit den Verlagen.

Brackmann: Vielleicht ein paar Worte zum Jahr der Gründung: Was war 1954? Bundeskanzler war Konrad Adenauer, den Literaturnobelpreis bekam Ernest Hemingway, den Friedenspreis des deutschen Buchhandels Carl Jacob Burckhardt, ein Schweizer Historiker und Diplomat. In den USA wurde der erste Versuch einer elektronischen Übersetzungsmaschine vom Russischen



Mascha Tietze, Andreas Tretner, Nathalie Mälzer-Semlinger

ins Englische gestartet. In London gab es eine Firma Lion & Co., die die erste elektronische Rechenmaschine für Büroarbeiten vorstellte: Die konnte 15 000 Lohnzettel in sechs Stunden drucken, das war absolut sensationell seinerzeit. Die UNESCO veröffentlichte 1954 in ihrem *Index Translationum* für Deutschland – damit kann nur die BRD gemeint sein, denn in der DDR wurde sehr viel übersetzt, da müssten die Zahlen höher sein – dass es also in Deutschland 1804 erschienene Übersetzungen gab. Als Vergleichszahl dazu, aus *Buch und Buchhandel in Zahlen*: 1996 waren es 10565 und 1997 nur 7695, also 12% der gesamten Buchproduktion. An diesen Zahlenbeispielen sieht man, dass natürlich 1954 wesentlich weniger Übersetzer gebraucht wurden als 1996.

Zu den Gründungsmitgliedern des VdÜ: Sie sind fast alle 1903 oder 1901 oder 1898 geboren. Das heißt, es waren alles Leute kurz über 50. Es gab keine Jüngeren. Was kein Wunder war: Da sind ja ganze Jahrgänge aus dem Krieg nicht zurückgekommen. Und diese Jahrgänge haben im Übersetzerverband richtig gefehlt.

Ein paar Worte zu den einzelnen Leuten: Rolf Italiaander war eine schillernde Person. Das muss man so sagen, er war ein Ideengeber, jemand, der sehr viele Leute überzeugen konnte. Er war eigentlich Holländer, hat auch die deutsche Staatsangehörigkeit nicht angenommen, ärgerte sich dann aber immer furchtbar, wenn er vom Auswärtigen Amt kein Reisestipendium bekam, weil er kein Deutscher war. Und er wurde unterstützt von Hermann Quistorf, einem niederdeutschen Autor, der aus dem Niederländischen übersetzte, aber auch ins Niederdeutsche. Dazu gehörte dann noch Hans Georg Brenner, ein beliebter Lektor beim Rowohlt Verlag. Als Beisitzer hat man Martin Beheim-Schwarzbach berufen, den Übersetzer von Margaret Mitchells Vom Winde verweht. Dabei waren außerdem Ludwig Dinklage, Thyra Dohrenbusch, Kurt Heinrich Hansen und, auch ganz typisch für diese Zeit, Hans José Rehfisch, ein schon vor 1933 bekannter Dramatiker, der '33 emigrierte und dann wieder zurückkam. Schließlich noch eine Karin von Schab. Sie hatten auch sofort einen Justiziar, und zwar Dr. Haalck aus Hamburg. Es wurde ein Konto eingerichtet, und dann überlegte man sich – das war bis dahin nämlich eine reine Hamburger Veranstaltung –, dass man doch eigentlich auch in anderen Städten Leute brauchte, man hat versucht, Dependancen zu gründen. Es gab ja 1954 kein Fax, noch keinen Kopierer, die Deutsche Bundespost brauchte zwischen sechs und neun Monaten, um einen Telefonanschluss zu verlegen, es ging also nur über Briefe. Das Telefon war außerdem auch noch sehr teuer. Man gab ja auch seine Manuskripte noch mit drei Durchschlägen ab. Das war alles noch ein wenig anders.

In diesem Brief vom Oktober '54 steht bereits »der Vorstand ist beauftragt, Musterverträge für epische, lyrische, dramatische und wissenschaftliche Werke auszuarbeiten. Anregungen hierzu werden aus Mitgliederkreisen gern entgegengenommen.« Man hat diesen Brief herumgeschickt, zusammen mit dem Protokoll einer Sitzung, und einem ganz einfachen Beitrittsformular. Der Mitgliedsbeitrag betrug 1 DM pro Monat, und es wurde kein Eintrittsgeld erhoben, was extra betont wird. Rolf Italiaander hat es geschafft, dass der VdÜ genau wie alle Landesverbände der Schriftsteller zur Bundesvereinigung der deutschen Schriftstellerverbände gehörte, die in Berlin saß und einen gewissen Zusammenhalt bringen sollte, denn die Besatzungsmächte hatten, wenn ich richtig orientiert bin, bis 1950 keine übergreifenden Organisationen erlaubt, die das ganze Bundesgebiet abgedeckt haben. Diese Vereinigung verfügte auch über gewisse Mittel, für Kongresse und ähnliches, jedenfalls war es wichtig, dort Mitglied zu sein. '54 ist der VdÜ gegründet worden, und '55 wurde er Mitglied in der Vereinigung deutscher Schriftstellerverbände. Die Übersetzer fühlten sich immer mehr zu den Schriftstellern, also zu den Wort-Urhebern, wie es nachher hieß, hingezogen, als zu irgendwelchen anderen übersetzenden Berufen, den Dolmetschern oder Fachübersetzern.

Italiaander hatte dann die wunderbare Idee, dass 1965 in Hamburg ein Kongress für literarische Übersetzer veranstaltet werden sollte. Zunächst fand aber 1958 in München ein internationaler deutschsprachiger Schriftstellerkongress statt, und da ging es einen ganzen Tag lang nur um Übersetzer. Dazu erschien ein Artikel in der Zeitschrift *Der Schriftsteller*. Damals hat man das erste Mal versucht, anonym herauszukriegen, was gezahlt wird – das war eine Zeit, wo über Geld zu reden unfein war, das war eine ganz schwierige Sache, vom Geld wollte keiner reden. Das hat sich ja Gott sei Dank geändert. Aber es war ein schreckliches Hemmnis.

1962 wurde nach Jahren, in denen beruflich nicht viel passierte, ein Übersetzer namens Rolf Tonndorf aus Stuttgart Vorsitzender, ein ausgebildeter Jurist und Elektronikmensch. Warum er Vorsitzender wurde, weiß ich nicht. Jedenfalls hat er zuerst mal ein bisschen Geld in die Kasse getan. Und er hatte zusammen mit Helmut M. Braem die Idee, dass die Übersetzer dringend eine Zeitschrift brauchen. Sie haben beim Kultusministerium in Baden-Württemberg einen Zuschuss für eine monatlich erscheinende Zeitschrift locker gemacht. Dieser Zuschuss war so bemessen, dass man eine Redakteurin mit einer Krankenversicherung versorgen konnte, mehr war nicht drin. Und nachdem dann der Übersetzerkongress in Hamburg im April 1965, bei dem sich auch die FIT und die Akademie in Hamburg engagierten, sozusagen am Himmel stand, dachte man: Der Vorsitzende, der da redet, sollte unbedingt ein literarischer Übersetzer sein. So kam es im Oktober 1964 zu einer, glaube ich, außergewöhnlichen Wahl zwischendrin, in Berlin. Das ist auch so was: Die Übersetzer trafen sich unwahrscheinlich oft in Berlin. Warum? Weil Flüge nach Berlin vom Innenministerium subventioniert wurden, damit Berlin unterstützt wurde. Jeder, der konnte, verlegte seine Tagung nach Berlin, vor allem, wenn die Leute im ganzen Bundesgebiet verstreut waren. Da haben sie wenigstens ihre Reise an den Tagungsort bekommen. In Berlin wurde also im Oktober 1964 Helmut M. Braem zum Präsidenten gewählt.

Dann hat Franziska Weidner angefangen Werbebriefe zu schreiben. Es wurde einfach in den Büchern nachgeguckt, in den Buchhandlungen, bei Besprechungen und so weiter, ist der Mensch auf unserer Liste, ist er Mitglied. Wenn nicht, wurde ein Brief geschrieben, man habe eine Besprechung gelesen, und er/sie sei noch nicht Mitglied. Diesen – natürlich frankierten – Brief hat man dann in einem noch offenen Umschlag an den Verlag geschickt und darum gebeten, dass er weitergeschickt wird, weil wir ja keine Adresse hatten. Das haben die Verlage damals auch gemacht.

Wie wurde diese Briefaktion denn finanziert?

Der Mitgliedsbeitrag war inzwischen erhöht worden. 1964 lag er schon bei 40 DM im Jahr. Aber dafür gab es auch Protokolle der Mitgliederversammlung, jeden Monat eine Zeitschrift – das war die einzige monatlich erscheinende Zeitschrift für Übersetzer, die es weltweit gab. Sie hatte enorm viele Abonnenten – diese Zeitschrift half dem Image nach draußen mehr, als man sich

Sonderdruck aus:

DER SCHRIFTSTELLER

11. Jahrgang, Heft 10 vom 15. Oktober 1958

Übersetzer tagten in München

Anläßlich des "IV. Internationalen Kongresses deutschsprachiger Schriftsteller in München" (6.-9. September 1958) lud das Präsidium des "Verbandes deutscher Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V." (Hamburg) zu einer Tagung am 9. September im Seehaus am Kleinhesseloher See ein. Außer vielen süddeutschen Mitgliedern und Vertretern der Presse konnte Rolf Italiaander einige willkommene Gäste begrüßen, unter ihnen Dr. Wünsche (Mannheim), den Vizepräsidenten des Bundesverbandes der Dolmetscher und Übersetzer, Dr. F. W. Beidler (Zürich), den Präsidenten der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft der Übersetzer, Dr. Edwin Landau (Zürich), den Herausgeber der deutschen Claudel-Ausgabe, Heinrich Wiesner (Schweiz), Prof. K. P. Ziegler (Meran), Adrienne Thomas (Wien), den Verleger und Übersetzer Karl Rauch, Dr. Herbert Göpfert vom Hanser Verlag (München), Dr. B. Mascher von der Deutschen Verlagsanstalt (Stuttgart).

Rolf Italiaander gab zunächst einen Überblick über die bisher geleistete praktische Arbeit des Verbandes. Dr. Wünsche berichtete über die vom Polnischen PEN veranstaltete Übersetzer-Tagung in Warschau. Die angesetzte Aussprache über die dringendsten Aufgaben des Verbandes, wie Normalverträge, und über die internationale Zusammenarbeit der Übersetzer leitete Italiaander mit der Vorlage von zwei Vertrags-Entwürfen zur Übersetzung epischer und dramatischer Werke von Dr. von Zwehl, Dr. Haalck und Dr. Fromm ein.

Hans Georg Brenner versuchte dann auf Grund seiner vielfältigen Beobachtungen die Frage zu beantworten, wie der Übersetzer ganz allgemein von dem ständigen Alb unerträglicher Termin-Nöte und unwürdiger Honorierung befreit, wie also die Qualität der Übersetzungen verbessert werden könne. Die Aussprache führte zu einem lebhaften Austausch praktischer Erfahrungen. Bei den rein übersetzungstechnischen Problemen war man sich klar darüber, daß sie nur individuell und von Fall zu Fall zu lösen sind; die permanenten finanziellen Sorgen der Übersetzer jedoch können nach allgemeiner Ansicht nur durch eine intensive internationale Zusammenarbeit der Übersetzer untereinander und der Übersetzer mit Autoren, Agenten und Verlagen einer erfolgversprechenden Lösung zugeführt werden, das heißt nur dann, wenn die Arbeit des Übersetzers als das gewertet wird, was sie dem Urheberrecht nach schon lange ist: eine literarisch schöpferische Leistung, von deren Qualität nicht nur der internationale Ruhm eines Autors, sondern die "Weltliteratur" schlechthin ab-

Durch eine geheime Umfrage unter den versammelten Übersetzern wurde die beschämende Tatsache bestätigt, daß Bogenhonorare von DM 60,— keine Seltenheit, von DM 60,— bis 80,— an der Tagesordnung sind. Bogenhonorare von DM 80,— bis 100,— sind, wie allgemein angenommen, keineswegs

durchweg üblich, Bogenhonorare von DM 100,bis 120,- gehören bereits zu den Ausnahmen, und was darüber liegt, ist in den allerseltensten Fällen der Qualität und der geschäftlichen Tüchtigkeit des betreffenden Übersetzers zu verdanken. Prozentuale Beteiligungen bis höchstens 3 % vom Ladenpreis des verkauften Buches werden kaum gewährt, ebensowenig Beteiligungen an Vorabdrucken; von einer Beteiligung an den sogenannten Nebenrechten (Lizenzausgaben, Funk usw.) ist niemals die Rede. Ein beschämendes Ergebnis, wenn man die Schwierigkeiten moderner literarischer Texte in Betracht zieht und etwa auszurechnen versucht, auf welchen "Stundenlohn" bei dieser Art von Honorierung selbst ein hervorragender und gewissenhafter Übersetzer kommt, wenn er außerdem noch verpflichtet wird, eine Reinschrift in vier Exemplaren abzu-

Die ungleich besseren Vertragsbestimmungen und die Klassifizierung der einzelnen Texte in einem Normalvertrag für Übersetzer in der DDR liefern nur zu drastische Hinweise dafür, wie sehr viel ernster und angemessener die Arbeit des Übersetzers dort eingeschätzt wird. Die Versammlung in München regte an, daß als Basis der Honorar-Berechnung die normale Schreibmaschinen-Seite (30 Zeilen à 60 Anschläge) gelten sollte, vielleicht auch der Bogen der deutschsprachigen Ausgabe, und daß in jedem Falle eine Beteiligung des Übersetzers am Erfolg seiner Arbeit erreicht werden müsse, um endlich dem überlasteten und stets gehetzten Übersetzer "Luft" zu verschaffen, die Qualität seiner Arbeit (möglichst unter Ausschluß der Hilfestellung des zuständigen Lektors) zu fördern und dem verantwortungslosen Dilettanten-Unwesen Einhalt zu gebieten.

Die Münchener Tagung des "Verbandes deutscher Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V." darf als ein voller Erfolg angesehen werden. Wolfgang Grözinger berichtete darüber in der "Süddeutschen Zeitung" vom 11. September 1958 im Rahmen eines Aufsatzes über den Kongreß: "Rechte bedingen auch Pflichten. Wenn die Gesellschaft das Gefüge ihrer Rechtsordnung durchbricht, um der Autonomie und Verbundenheit von Schreibhandwerk und Dichtung gerecht zu werden, so ergibt sich für die Schriftsteller ihrerseits die bindende Verpflichtung, im eigenen Haus Ordnung zu schaffen. Dazu gehört vor allem, daß man sich zu Können und Handwerk - freilich zu einem · Handwerk mit Fingerspitzengefühl - bekennt, wie in der Sitzung der Übersetzer so richtig gesagt wurde. Leider machten nur wenige Schriftsteller von der Einladung der Übersetzer, an ihrem Gespräch teilzunehmen, Gebrauch. Sie hätten da lernen können, wie man sachliche Arbeit mit kollegialer Solidarität und weitem Horizont verbindet. Durch den ständigen Umgang mit den Spitzenleistungen der Weltliteratur und durch die stetige Sprachbemühung besitzt diese Gruppe ein besonderes Niveau."

heute vorstellen kann. Ich glaube, wir hatten eine Auflage von 1500 bis 2000. Franziska Weidner war die erste Redakteurin, die zweite war, unvergesslich, Eva Bornemann, dann kam Mascha Tietze dran – also, unsere Frauen waren überhaupt unschlagbar! Die Zeitschrift ist ja komischerweise immer in Frauenhand geblieben.

1964 war überhaupt ein schönes Jahr: Ende 1964 erschien das erste Übersetzerverzeichnis. Das war ein Leitz-Ordner, und jeder Mensch bekam eine Seite. Lei-

der fehlte bei den Angaben zu den übersetzten Büchern das Erscheinungsjahr. Dieses Übersetzerverzeichnis ist übrigens nur mit Hilfe des Verbandes schöngeistiger Verleger zustande gekommen. Bei den Nachlieferungen gab es dann schon den Freundeskreis, dann hat der mitfinanziert.

Nun kam also dieser legendäre Kongress in Hamburg. Das war ein richtiger Knüller, anders kann man das nicht nennen. Es waren wirklich aus allen Staaten außer Russland Leute da – die haben mal wieder keine Visa bekommen –, es waren Polen da, Jugoslawen, Franzosen, Italiener, natür-

lich Niederländer und Spanier und Portugiesen – es war toll. Und eine der großen Forderungen war: Bitte die Übersetzer vorne in die Titelei. Auf diesem Kongress waren auch Verleger wie Klaus Piper dabei, natürlich auch Ledig-Rowohlt – es war einer der sagenhaften Empfänge, wo er Purzelbäume schlug und die große Eisenbahn lief –, und diese beiden haben zugesagt, das zu verwirklichen. Es ist dann ab und an mal gemacht worden. Aber ganz durchgesetzt hat es sich noch nicht. Überhaupt waren bei diesem Kongress eine Menge Verleger, aber das waren halt auch noch wirkliche Verleger, die sich für Literatur interessierten und sich damit nolens volens auch fürs Übersetzen interessieren mussten. Sie waren während des Kongresses außerordentlich wohlwollend.

1965 wurde der Freundeskreis gegründet, nach dem Motto: Man versucht, Geld von der Industrie und sonst jemandem zu bekommen, um Stipendien für Übersetzer vergeben zu können. Den Freundeskreis gibt's ja Gott sei Dank heute noch, er hat auch den Helmut-M.-Braem-Preis gestiftet, verleiht den Wieland-Preis des Landes Baden-Württemberg und vergibt Stipendien speziell für die Baden-Württembergischen Landeskinder. Das war ein wahres Glück, dass wir ihn hatten, denn es war die erste Möglichkeit, irgend etwas zusätzlich für Übersetzer zu tun. Und 1968 fand dann das erste Esslinger Gespräch statt. Die Evangelische Akademie in Bad Boll hatte eine Dependance in Esslingen am Nekkar, ein kleines Häuschen, und für die erste Tagung langte uns das, wir waren etwa vierzig Leute. Bis 1973 sind wir bei der Evangelischen Akademie geblieben, dann wurden wir zu groß und brauchten einen anderen Sponsor, und das war dann die Friedrich-Ebert-Stiftung.

1969 wurde der Verband deutscher Schriftsteller gegründet. Ein vielversprechender junger Autor, Dieter Lattmann, wurde Vorsitzender der Bundesvereinigung. Und er hat dann auch andere angesprochen – es war einfach diese Zeit, eine Aufbruchszeit. Auf der Messe hun-

gerten in der einen Halle Leute für den und jenen, in der anderen randalierten die Jubelperser, es tat sich etwas, die Studenten gingen auf die Straße... Damals hat man beschlossen, einen überregionalen VS zu gründen, der aber auch seine Landesbezirke hatte; diese föderalistische Struktur ließ sich einfach nicht verhindern. Fast alle Schriftstellerverbände hatten nämlich eine Art Förderprogramm, wo sie Geld für Lesungen usw. von den jeweiligen Kultusministerien bekamen. Das war in Nordrhein-Westfalen und

Nordrhein-Westfalen und Baden-Württemberg sehr gut ausgestattet, in Berlin auch, in Niedersachsen war es nicht so doll, in Bayern gab es gar nichts Derartiges. Im Juni 1969 wurde also der VS gegründet, zu dem natürlich auch der VdÜ gehörte, und jedes VdÜ-Mitglied war damit – es sei denn, es hätte ausdrücklich erklärt, es wolle das nicht, und das tat keiner – auch Mitglied des Schriftstellerverbandes.

Der VS hatte hervorragende Justitiziare, erst Dr. Fromm, dann Dr. Nordemann. Letzterer war vorher schon Justiziar des VdÜ ge-

wesen. Wir haben wirklich gute Vertragsentwürfe gehabt; die Übersetzer kannten sie und haben versucht, mit so einem Entwurf zumindest mal in Verhandlungen zu gehen und ihn zu zeigen, denn die Verleger haben sich nicht bereit erklärt, zu verhandeln, das kam erst sehr viel später. Die Verleger haben sich erst dann mit dem VS – und damit auch mit dem VdÜ – an einen Tisch gesetzt, als wir in der Gewerkschaft waren. Ohne Gewerkschaft hat der Verlegerausschuss des Deutschen Buchhandels nicht mit uns geredet. Das ist nur auf Druck zustande gekommen, und zwar auf ganz persönlichen Druck des damaligen Vorsitzenden der IG Druck und Papier, Leonhard Mahlein.

Tietze: Das war ungefähr die Zeit, wo ich eingetreten bin, wobei auch der Verbandseintritt damals anders lief als heute. Wenn man 1972 in den VdÜ eingetreten ist, genügte irgendeine Veröffentlichung - ich habe meine erste Veröffentlichung fürs Fernsehen abgeliefert. Ich bin jahrelang im VdÜ gewesen, war, glaube ich, schon Mitglied im Vorstand, bevor ich überhaupt ein Buch veröffentlicht hatte, also eins, das ich von Anfang bis Ende übersetzt hatte. Ich war über das Esslinger Gespräch in den Verband gekommen, wo mich jemand mit hin genommen hatte. Ich war mit dem Studium fast fertig, wollte unbedingt etwas in Richtung Kulturvermittlung machen, natürlich zunächst mal übersetzen. Ich kam also zum Esslinger Gespräch und fand es absolut hinreißend, dass sich all diese Menschen mit dem Übersetzen beschäftigten, dass man sich in der Russischgruppe den ganzen Tag lang über einzelne Sätze Gedanken machte. Das hat mich unglaublich fasziniert. Was weniger schön war: Das war damals die Phase der Linguisten. In der Frühphase des Esslinger Gesprächs hat man immer gemeint, weil wir ja nirgends anerkannt sind, müssen wir versuchen, die universitäre Anerkennung zu gewinnen, und darum wurden erst mal Literaturwissenschaftler eingeladen. In meinem ersten Jahr habe ich einen Vortrag gehört, in dem es ständig um das Verhältnis von HT und



Ursula Brackmann, Mascha Tietze

MT ging - wie sich der Humantranslator und der Maschinentranslator zueinander verhalten und ob die Maschinen für den Humantranslator eine Bedrohung sind. Aber das war die Einstimmung, da musste man durch, und alles andere war einfach wunderbar. 1972 war ich dann in München bei der ersten Jahrestagung, und da war ich doch etwas verwundert. Es kam zu so einer Art Generationenkonfrontation. Ich kam studentenbewegt aus der Uni, hatte gehört, die wollen was mit der Gewerkschaft machen, und das fand ich ganz prima, ich hatte an der Uni schon immer mit der Gewerkschaft zusammengearbeitet. Und jetzt kam ich da in einen doch sehr bildungbürgerlich wirkenden Verein, mit vielen alten Damen, die ich dann allerdings, wenn ich mich mit ihnen unterhielt, schon sehr witzig fand – man hat bei dieser Alte-Damen-Riege, vor allem beim Esslinger Gespräch, sehr bald das Gefühl gekriegt: In diesem Beruf kann man gut alt werden ... Das war mir nun damals nicht unbedingt das Wichtigste, aber es war eindrucksvoll. Doch bei diesen Diskussionen auf der Mitgliederversammlung hieß es dann: »Ja um Gottes willen, Gewerkschaft! Wir haben doch nichts mit diesen Leuten zu tun. Da werden wir doch ideologisch ausgerichtet, sind politisch nicht mehr frei!« Es gab Diskussionen über Diskussionen in diese Richtung, und man hatte irgendwie das Gefühl, wir kommen nie zusammen. Das hat dann immer wieder Braem zustande gebracht: Ich habe

noch mal in den Protokollen der ersten Mitgliederversammlungen nachgesehen: Die Abstimmungen spiegeln etwas ganz anderes wider als das, was mir noch sehr eindrucksvoll aus den Diskussionen in Erinnerung geblieben ist – bei den Abstimmungen waren immer um die 80% für die Gewerkschaft, aber die Stimmung war ganz anders.

Brackmann: Die Übersetzer haben in einer außerordentlichen Mitgliederversammlung auf der Frankfurter Buchmesse über diesen Beitritt zur IG Druck und Papier abgestimmt. Wir waren die ersten, die abgestimmt haben, vor allen anderen Landesbezirken. Und wir haben wahrhaftig mit 98% dafür gestimmt. Das war ein Mordssignal. Die Übersetzer haben immer eine große Rolle im VS gespielt, das sollte man nicht vergessen.

Tietze: Während der ersten Hälfte der siebziger Jahre war der Eintritt in die Gewerkschaft das große Thema, angefangen mit diesem Kongress, »Einigkeit der Einzelgänger« – das berühmte Wort von Böll von 1969. Dann spürte man die Veränderung des politischen Klimas, bemerkte die Folgen der anderen Regierungspolitik. Es tauchte plötzlich das Thema VG Wort auf, der »Bibliotheksgroschen«. Und das nächste Thema war dann – als Lattmann während der SPD-Regierung eine Zeitlang als Abgeordneter im Bundestag saß – die Künstlersozialver-

Der Ubersetzer

Diskussionsbeiträge und Informationen

Herausgegeben vom Verband Deutscher Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V.

Nr. 1

Stuttgart, den 10. Juni 1964

1. Jahrgang

Zum Geleit

Die literarischen und wissenschaftlichen Übersetzer stehen nicht mehr abseits. Zuerst gründeten sie ihren eigenen Verband, den VDÜ. Sie halfen bei der Gründung der Internationalen Übersetzer-Organisation, der FIT, deren Mitglied sie wurden, und sie schlossen sich der Vereinigung der deutschen Schriftsteller-Verbände an.

Nun endlich haben die literarischen und wissenschaftlichen Übersetzer deutscher Sprache auch ihr eigenes Informationsblatt.

Es erscheint als monatliche Publikation, und in ihm sollen alle Probleme der literarischen und wissenschaftlichen Übersetzer behandelt werden. Vor allem sollen die Übersetzer selbst zu Worte kommen, denn nun haben sie ihre lang ersehnte Diskussionsbasis. Aber sie müssen nun auch aus ihrer Reserve heraustreten und sollten nicht zögern, notfalls Partei zu ergreifen oder Schwierigkeiten freimütig darzulegen. Es nützt dem Stande der Übersetzer wenig, wenn die Berufssorgen lediglich in der Unterhaltung oder Korrespondenz mit Freunden oder in Verbandssitzungen abgehandelt werden. Man muß damit auch in die Öffentlichkeit gehen — genau wie es andere Berufe auch tun.

Außer den Übersetzern selbst werden, so hoffen wir, die Verleger und Verlagslektoren das Wort ergreifen. Sie sind unsere wesentlichsten Partner. Ohne sie können wir nichts produzieren, wie sie ohne uns nicht alle ihre Aufgaben erfüllen können. Es wäre naiv und töricht, in ihnen unsere Gegner zu sehen. Gerade durch die Diskussion hoffen wir zu einer guten Partnerschaft zu gelangen.

Ebenso ist uns daran gelegen, daß die hauptamtlichen Kritiker der literarischen und wissenschaftlichen Übersetzer das Wort ergreifen. Kritik ist notwendig, und es müssen die höchsten Maßstäbe gesetzt werden. Erst dann werden die Übersetzungen von Jahr zu Jahr besser werden, wie wir alle es erstreben.

Schließlich haben sich die Herausgeber auch vorgenommen, vielerlei Nachrichten abzudrucken. Wir hoffen, daß unsere Leser die Redaktion, welche ehrenamtlich arbeitet, mit möglichst interessanten Informationen versorgen.

Mancherlei Hoffnungen begleiten also das Erscheinen dieses Blattes, und daß sie sich erfüllen mögen, ist mein aufrichtiger Wunsch. Es diene der Übersetzung, denn damit dient es der Literatur und Wissenschaft und darüber hinaus dem internationalen Geistesleben.

Rolf Italiaander

Ehrenpräsident des Verbandes deutscher Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V.

sicherung. Auch das war ab Mitte der Siebziger ein neues Thema auf den MVs: Was ist das, für wen gilt das, können auch Ältere davon noch irgendwie profitieren – das deutete doch ganz stark in eine andere Richtung.

Brackmann: Die VG Wort als Verwertungsgesellschaft wurde schon Mitte der sechziger Jahre gegründet. Und sie war ja nun ein wahrer Segen, vor allem nachdem die Bibliothekstantieme floss, was dann allerdings erst ab '75 der Fall war, obwohl das Gesetz am 1.1.'73 in Kraft trat.

Anfang der siebziger Jahre wurde noch eine Forderung des VS verwirklicht: Die soziale Lage der Freien wurde untersucht, und zwar vom SPIEGEL-Institut. Das war der Autorenreport von Wiesand/Fohrbeck. Dieser Autorenreport war die Grundlage der Forderungen nach einer Künstlersozialkasse. Die Befragungen waren zum Teil anonym, zum Teil sind lange Gespräche mit den Befragten geführt worden. Wir haben vom Verband aus unsere Mitgliederlisten und die entsprechenden Übersetzerverzeichnisse an Wiesand und Fohrbeck gegeben, damit sie wussten, wer was und wo. Das ist eine sehr sorgfältige Untersuchung, aus der man sieht, was damals verdient wurde – und da wird es einem ziemlich übel. Damit begann der Kampf um die KSK, das waren sozusagen die Beweise, das Handwerkszeug - Lattmann war ja der einzige Interessenvertreter, den wir im Bundestag hatten. Wenn man sich andere Branchen anguckt, da sieht das ganz anders aus. Aber nachdem die Sozialdemokraten an die Regierung kamen, hat er dann doch ein offenes Ohr gefunden, und nach vielem Hickhack haben wir die KSK ja bekommen.

Tietze: Um das Thema »Kampf um die Gewerkschaft« abzuschließen: Ich habe da ein Zitat gefunden, das mich damals unheimlich amüsiert hat, es stammt aus einem Porträt der Kollegin Maria Bamberg im Börsenblatt, 1978, und spiegelt doch die Haltung vieler: Da stand, Maria Bamberg sei gewerkschaftlich organisiert, vom Naturell her aber eher optimistisch ...

Gegen Ende der Siebziger war dann das Thema, das sich in den Vordergund drängte, das Europäische Übersetzerkollegium. Mitte der Siebziger gab es die ersten Gespräche, 1978 fanden die ersten Workshops in Straelen statt. Das war weltweit die erste Realisation von so einem Übersetzerzentrum, und sie hat Ende der Siebziger, Anfang der Achtziger sehr viele Kräfte gebunden. Zunächst gab es nur ein Büro im Rathaus in Straelen, wo Klaus Birkenhauer bereits saß und anfing eine Bibliothek zu sammeln. Man hat dann schon mal einzelne Gruppen nach Straelen geholt, damit wir uns an die Stadt gewöhnen und die Stadt sich an uns gewöhnt. Und ab 1980 gab es dann das erste Haus, wo fünf Leute gleichzeitig wohnen konnten, und eine erste Bibliothek. Die Seminartradition, die sich – natürlich aus den Arbeitsgruppen beim Esslinger Gespräch – entwickelt hat, hat damals begonnen. Für mich war das ein großer Einschnitt in die Geschichte. Als wir mal diskutiert haben, was wir nach den ersten Arbeitsgruppenerfahrungen in Straelen vielleicht am Esslinger Gespräch ändern könnten, habe ich vorgeschlagen, doch mal ein Seminar zu machen, das sich aufs Deutsche konzentriert. Zum Beispiel, habe ich gesagt, kann ich von meinem Heimatdialekt her keinen Konjunktiv, soll ich nicht mal ein Seminar über den Konjunktiv halten? Denn wenn man ein Seminar hält, lernt man so was doch am ehesten. Das haben wir dann beim Esslinger Gespräch 1981 gemacht. Es war der Anfang dieser ersten Welle von Seminaren, die – zunächst mit Unterstützung der Bertelsmann-Stiftung – stattfanden.

Brackmann: Diese Seminare waren natürlich die Sensation damals. Zu der Zeit war Bernt Engelmann VS-Vorsitzender, und er wollte eine Autorenfortbildung. Und da sich kein VS-Vorsitzender je getraut hat, nur von Autoren zu reden - da stand ich ja dahinter, ich war Geschäftsführerin und habe immer gesagt: »UND die Übersetzer!« -, also auch eine Fortbildung für die Übersetzer. Engelmann war Bertelsmann-Autor, das machte den Zugang zu Mohn leichter. Die Bertelsmann-Stiftung war damals, 1980/81, noch ganz klein, sie bestand nur aus drei Leuten, und da sind wir nun vorgeritten, Bernt Engelmann, Klaus Birkenhauer, Elmar Tophoven und ich. Mohn hörte sogar interessiert zu und fragte, warum so etwas denn nicht die Verleger von sich aus schon lange gemacht hätten, das sei doch Sache der Verleger. Woraufhin ich sagte: »Aber Herr Mohn, Sie kennen doch Ihre Kollegen, die geben doch nicht unnötig Geld für etwas her, womit sie nicht sofort Gewinn erzielen.« Und er: »Da haben Sie recht.« Die Bertelsmann-Stiftung finanziert Unternehmungen eigentlich nur an, sie sollen sich später durch andere Sponsoren oder von alleine tragen. Aber uns hat die Stiftung dann lange Zeit gesponsort, und die ersten Seminare waren insofern sehr üppig, als man die Reise, den Aufenthalt und dazu auch noch – in den ersten zwei Jahren – einen Verdienstausfall bezahlt bekam. Das war natürlich komfortabel. Vor allem aber hat man einfach mal ausprobiert, was überhaupt möglich ist. Wir haben ja nicht genau gewusst, wie das wird, wenn man erwachsene Leute, die schon zwölf Jahre alleine im Beruf stehen, auf einmal in ein Seminar setzt, das waren ja keine Studenten oder Anfänger. Die Erfahrungen waren ganz wichtig.

Was wurde getan, um zu erreichen, dass die Übersetzer besser wahrgenommen werden, dass sie etwa in der Titelei erwähnt werden und die angemessene Anerkennung erhalten?

Tietze: Also, was die Verhandlungen mit dem Börsenverein angeht, da hieß es immer: die sperren sich. Das war schon in den Siebzigern so.

Kroeber: Ich habe es nicht in den Siebzigern erlebt, da war ich noch nicht im Verband organisiert. Ich habe zwar schon übersetzt, aber ich gehörte zu denen, die mit Verbänden nichts zu tun haben wollten, und hielt mich da elitär fern. Ich war ein einziges Mal in Straelen, bin dann aber für viele Jahre nicht wiedergekommen, und erst ab der Mitte der achtziger Jahre habe ich mich im Verband engagiert. Aber ich kann eines dazu sagen: Das wichtigste Mittel, um überhaupt so etwas in Gang zu bringen wie eine breitere, eine öffentliche Diskussion, die auch die Verleger ins Obligo bringt, war die pure Tatsache, dass wir anfingen – oder es schon länger getan hatten und nun intensiver taten -, uns gegenseitig zu informieren, was wir denn nun eigentlich verdienen. Die Honorarumfrage wurde zum Hauptkampfmittel. Übrigens auch nach innen, um die Kolleginnen und Kollegen zu ermutigen, das auch im Verband bekannt zu machen und sich nicht sozusagen vornehm zu verhalten, also über Geld nicht zu sprechen, wie das in der Gründerzeit noch der Fall war. Das Entscheidende war also die Information, soweit sie funktionierte – wenn man zum Beispiel wusste, dass bestimmte Verlage inzwischen doch bereit waren, soundsoviel zu bezahlen, und andere nicht, dann konnte ein Verlag, der sich für seriös erachtete, nicht einfach so tun, als wüsste er von nichts, man konnte allmählich sozusagen einen moralischen Druck ausüben. Natürlich war es immer nur ein moralischer

Der Übersetzer



Herausgegeben vom Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. und der Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Druck und Papier

Tübingen April 1979 16. Jahrgang, Nr. 4

Das Europäische Übersetzer-Kollegium hat mit der Arbeit begonnen

Am Anfang stand eine Idee: Wie wäre es, so fragten sich die gut 400 deutschsprachigen Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke (d.h. die Buch-Übersetzer – im Gegensatz zu den Industrie-Übersetzern und Dolmetschern), wie wäre es, wenn wir, die wir jeder einsam am Schreibtisch arbeiten, uns von Zeit zu Zeit zusammenfinden und *miteinander* arbeiten könnten?

Nicht unbedingt als Übersetzer-Team, also unter dem Leistungsdruck eines bestimmten Auftrags, der schnell erledigt werden muß; sondern eher, um Erfahrungen auszutauschen. Erfahrungen mit der eigenen und mit der fremden Sprache: etwa die Tricks und Kniffe des übersetzerischen Kunst-Handwerks – was man wo nachschlagen kann; oder Übersetzungen von gängigen Redewendungen, die man selber als gelungen ansieht; oder jene neugeschaffenen Wörter und Ausdrücke, die man als Übersetzer ja für neue Sachgebiete fast pausenlos erfinden muß.

Immerhin hatte es zur Zeit des Mittelalters, im spanischen Toledo, ein Beispiel für die Fruchtbarkeit solcher Zusammenarbeit gegeben: Damals übersetzten dort ganze Teams von Übersetzern, die nur noch auf arabisch erhaltenen griechischen Klassiker ins Lateinische, das in jenen Tagen die Sprache Europas war. Jeder dieser Übersetzer saß zwar an einem anderen Buch, aber da sie ihre individuellen Erkenntnisse austauschen konnten, ging ihnen die Arbeit schneller von der Hand, machte mehr Spaß und erreichte – man wußte ja immer, was die Kollegen taten – ein einheitlich hohes Niveau.

Das war das historische Vorbild, als der VdÜ vor nunmehr elf Jahren seine Arbeitstagungen begründete, die fortan nach dem ersten Tagungsort "Esslinger Gespräche" hießen; denn bei diesen Arbeitstagungen wurde vor allem gemeinsam übersetzt, weil man gemeinsame Standards erarbeiten wollte; außerdem wurden gemeinsam die Übersetzungen zeitgenössischer deutscher Autoren abgeklopft auf Stärken und Schwächen – wobei dann gar nicht selten auch der Original-Autor Kritisches zu hören bekam und, ebenfalls nicht selten, Ungenauigkeiten exakter formulierte, nachdem ihn seine Übersetzer darauf aufmerksam gemacht hatten.

Allerdings litten diese Tagungen von Anfang an unter Zeitmangel: zweieinhalb Tage sind für eine Übersetzungsarbeit nicht viel Zeit, da kann man nur wenig Text wirklich zu Ende ausfeilen. Und so wuchs allmählich der Wunsch heran, das ganze Jahr hindurch einen Ort der Zusammenarbeit zu besitzen – eine zentrale Arbeitsstelle also, mit einer großen Bibliothek von Nachschlagewerken, mit einer Dokumentations-Abteilung, die alles sammelt, was noch nicht in Nachschlagewerken steht, und vor allem: mit Wohn- und Arbeitsräumen, in denen sich die Übersetzer in kleinen Gruppen zusammentun und mit Kollegenhilfe ihre jeweiligen Übersetzungsaufträge bewältigen können.

Diese Arbeitsstelle hat inzwischen einen Namen: sie heißt "Europäisches Übersetzer-Kollegium Straelen", denn Straelen ist jene kleine Stadt am Niederrhein, deren Stadtrat sich von der Idee begeistern ließ. Dort soll bis Ende 1980 ein sanierungsbedürftiger,

denkmalgeschützter Wohnblock im Stadtkern zu einem Übersetzerzentrum ausgebaut werden.

Der organisatorische Rahmen, ein gemeinnütziger Verein, wurde Anfang 1978 gegründet; und vom 26. bis zum 29. November 1978 gab es in Straelen sogar schon eine Übersetzer-Veranstaltung, auf der man die künftige Zusammenarbeit studieren konnte:

Übersetzer und Autoren aus den drei angrenzenden Ländern Bundesrepublik, Niederlande und Frankreich beschäftigten sich in drei Arbeitsgruppen mit neuen Erzählungen, die nach Meinung der Übersetzer bisher zu Unrecht nicht in andere Sprachen transportiert worden waren. Erzählungen der Deutschen Hannelies Taschau wurden ins Holländische, und Erzählungen des Niederländers J. Bernlef und des Franzosen Daniel Boulanger ins Deutsche übersetzt – erstmalig.

Solch eine entdeckende und ganz konkret fördernde Arbeit soll künftig immer im Mittelpunkt stehen: das, was aus kommerzieller



Kurzsichtigkeit versäumt und nicht übersetzt wurde, soll hier vorrangig bearbeitet werden. Außerdem wurde Protokoll über die Arbeitsschritte geführt, und zwar auch über die verworfenen, abgelehnten Vorschläge, denn auch sie tragen meistens viel zum richtigen Endergebnis bei. Ein derartiges Protokoll liegt ja schon gedruckt vor – das Protokoll über die Arbeitstagung von Günter Grass mit seinen ausländischen Übersetzern des Romans "Der Butt": Erklärungen jener Wörter und Wendungen dieses Romans, die man nirgends nachschlagen kann und die selbst für deutsche Leser des Buchs aufschlußreich sind.

Unterdessen suchen die deutschsprachigen Übersetzer in aller Welt nach Spendern und Mäzenen, die die weitere Finanzierung dieses auf der Welt einmaligen, seit dem mittelalterlichen Toledo nie wieder verwirklichten Übersetzer-Zentrums sicherstellen. Wir Übersetzer brauchen für unser Kollegium in Straelen Nach-

schlagewerke – vor allem die älteren und entlegenen;

wir brauchen Glossare - vor allem jene, die nie richtig veröffentlicht wurden:

und wir brauchen regelmäßig fließende Zuschüsse aus vielen Quellen, damit wir unsere bisherige Arbeit, entlastet vom Druck des Geldverdienen-Müssens, weiterführen und unser Kollegium – zum Nutzen der Allgemeinheit – ständig verbessern und seinen Service ausbauen können.

In diesem Sonderheft des ÜBERSETZERS, dessen Druck und Vertrieb uns – wie die ganze Straelener Arbeit – nur durch einen Zuschuß des Kultusministeriums von Nordrhein-Westfalen ermöglicht wurde, fassen wir Presseberichte, neue Protokolle und alte Projektpapiere mit einer Leseprobe und ein paar aktuellen Übersetzer-Nachrichten zu einem bunten Informations-Bündel zusammen, das auch wieder vor allem eines soll: für unser Kollegium werben.

Druck, an gewerkschaftliche Methoden wie einen Streik war ja nicht zu denken, das wurde immer mal wieder diskutiert, musste aber jedesmal sehr schnell wieder begraben werden.

Die Entwicklung der Honorare ist sukzessive immer ein bisschen aufwärts gegangen. Es hat natürlich Jahre gegeben – selten, die letzten fünf, sechs Jahre allerdings schon –, wo es wieder zurückging oder auch nur stagnierte, aber es gab mit dem Zuwachs des allgemeinen

Reichtums in der BRD auch einen langsamen Zuwachs der Übersetzerhonorare. Dass die Entwicklung in den letzten Jahren stagniert, hat andere Gründe, da müssen wir endlich was unternehmen.

Das Ganze stand und fiel, und ich würde sagen, steht und fällt auch heute noch, mit der Frage, wie es uns gelingt, in der Öffentlichkeit wahrgenommen zu werden. In meiner Zeit war immer die große Frage, wie bringen wir es hin, dass wir in der Öffentlichkeit als diejenigen wahrgenommen werden, die wir sind, nämlich als die Urheber des



Burkhart Kroeber, Werner Peterich

deutschen Textes, der zum Beispiel in einer Zeitung rezensiert oder im Rundfunk vorgetragen oder irgendwo abgedruckt wird. Die Nennung in der Titelei des Buches war so eine Art erste Hürde, die war schon schwer genug zu nehmen. Ich weiß noch, wie ich 1978 bei Suhrkamp ein Sachbuch übersetzt und gesagt habe: Da kommt mein Name vorne drauf. Das war in der edition Suhrkamp. Ich habe mich bockig gestellt, wissend, dass der Lektor meine Arbeit inzwischen abgenommen hatte. Und irgendwann sagte er, also, ich habe mit dem Herrn Unseld geredet, und der hat gesagt: Ausnahmsweise... Das war 1978, damals galt das noch als eine Art Gratifikation und nicht als selbstverständlich. Erst ungefähr zehn Jahre später wurde es dann bei den Verlagen, die sich sozusagen zu den guten Sitten bekennen wollten, selbstverständlich. Und andere, die sich verweigert haben, tun es ja heute noch nicht. Dasselbe galt für die puren Selbstverständlichkeiten, die wir immer wieder neu einklagen müssen, dass in einer Rezension, wenn der Titel erwähnt wird, auch der Übersetzer oder die Übersetzerin genannt und nicht einfach unterschlagen wird. Das ist noch heute nicht so eine Regel wie bei Fotografien, wo der Name erwähnt werden muss, sonst kommt ein Zahlungsbefehl.

Ich habe, als ich diesem Verband vorzusitzen die Ehre hatte, die meiste Zeit damit verbracht, Briefe an irgendwelche Redaktionen, an Kritiker, an Chefredakteure zu schreiben, um sie dazu zu bringen, die Übersetzernennung zur Regel machen zu lassen.

Peterich: Wie selten ist es denn noch heute, dass in den Rezensionen über die Übersetzung etwas gesagt wird!

Kroeber: Dass sich der Rezensent in der Besprechung nur ein paar Adjektive einfallen lässt oder gar keine, ist ein Ding für sich. Das ist eine Diskussion, die nicht unbedingt der Verband führt, ich finde, die sollte der betroffene Kollege oder die Kollegin führen, indem sie vielleicht einen Brief schreiben oder andere für sie. Aber der Verband kann verlangen, dass gewisse gute Sitten im Verhältnis zwischen Übersetzer und Verlag eingehalten werden, und dazu gehört die Normseite, überhaupt die Einhaltung des Normvertrags. Die Normseite ist ja bloß ein beliebtes Thema, an dem immer wieder dasselbe deutlich wird – dass nämlich gute Sitten irgendwann einmal vereinbart worden sind, vom Börsenverein unterschrieben wurden und dann in der Praxis so gut wie nicht oder nur sehr partiell eingehalten werden. Und im-

mer wieder fängt man bei neuen Verlagsmenschen oder auch bei neugegründeten Verlagen wieder von vorne an.

Wir haben ja bekanntlich auf unserer Website den Spruch stehen: »Man muss sich die Übersetzer als glückliche Menschen vorstellen«, das hat man Albert Camus untergeschoben. Was zur Folge hat, dass manchmal Feuilletonisten, die über unseren Beruf schreiben, mit den Worten beginnen: »Wie Camus so schön schreibt«... Ich mag diesen Spruch inzwischen immer lieber. Es ist ja nicht nur eine Aussage über unser

Selbstverständnis – Stichwort Galgenhumor –: dass wir immer wieder den Stein raufschieben und er dann wieder runterfällt. Es ist auch eine durchaus zutreffende Aussage über unsere politischen Aktivitäten, jedenfalls für die Zeit, die ich übersehen kann. Wie oft haben wir es nicht schon erlebt, dass wir zum Beispiel den Feuilletonchef einer führenden deutschen überregionalen Zeitung - ob FAZ oder Zeit oder Süddeutsche oder was immer - soweit gebracht haben, dass er nicht nur versichert: Von jetzt an wollen wir die guten Sitten einhalten!, sondern es auch wirklich tut. Und dann wechselt der Chefredakteur oder der Feuilletonchef, es kommt ein neuer, und der Stein ist wieder ganz unten im Tal, wir müssen wieder ganz unten anfangen, weil dieser Neue noch nie davon gehört hat, dass es nötig und selbstverständlich ist, Übersetzer mit Namen zu nennen. Diese Sisyphusarbeit erlebe ich jetzt seit fünfzehn Jahren, und im Moment ist der Stein wieder ziemlich tief im Tal

War die Situation in der DDR ähnlich? Wie ist es den Übersetzern ergangen, die nach der Wende in den VdÜ eingetreten sind?

Tretner: Na, wenn ich daran denke: 1989, die DDR-Übersetzer kamen zu Tausenden mit ihren Trabbis gefahren, das Auffanglager in Straelen war hoffnungslos überfüllt ... Mit einem Wort: Wahnsinn! – Ja, wie war das? Ich selber hatte bis zur Wende nur ein einziges Buch übersetzt. Das war eher ein Spontanausflug in die Selbständigkeit, der aber über das Übersetzen als Beruf in der DDR auch etwas aussagt: Es war ein 250-Seiten-Buch, den Auftrag konnte ich über beinahe ein ganzes Jahr strecken. Die Honorare lagen um 16, 18 Mark, das ging bei 34 Mark Miete und 20 Mark Minimal-Krankenversicherung schon ganz gut. Kann sein, das war das glücklichste Jahr meines Lebens ... Man konnte jedenfalls auf bescheidenem Niveau ein erträgliches Auskommen haben. Übersetzen in der DDR war, denke ich, eine

Der Ubersetzer



Nr. 12

5. Jahrgang

Diskussionsbeiträge und Informationen

Herausgegeben vom Verband Deutscher Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V.

Neckarrems, Dezember 1968

Arbeit am Hartholz der Sprache

Literarische Übersetzer verordnen sich ein Seminar — Tagung in Esslingen

Es fing schon gut an. Tafel, Schwamm und Kreide, auch ein Lehrerpult. Davor arrivierte, beginnende, hoffnungsreiche, skeptische Übersetzer, jung und alt, alle von der Sprache lebend, fast alle von der Sprache fasziniert: literarische Transporteure. Und hinterm Pult Mario Wandruszka, Professor, Romanist an der Universität Tübingen, ein vorzüglicher Mann der vergleichenden Sprachwissenschaft. Nicht er hatte sich das Thema gestellt. Die literarischen Übersetzer selbst waren es gewesen, die von ihm selbstverständlich das für sie Selbstverständliche hören wollten: "Umgang mit der Sprache."

Er sprach mit Witz, mit Charme und sprach in vielen Sprachen. (Nicht nur in diesen Künsten war er den meisten Zuhörern überlegen.) Er stärkte die Übersetzer in ihren Zweifeln, und er löste für sie Probleme, indem er erklärte, es werde immer Worte und Wörter geben, die unübersetzbar seien. Darüber gebe es nichts zu diskutieren. Folglich sei es kein Problem. Die Übersetzer stimmten ihm dankbar zu, wenn sie auch nicht wußten, wie sie im tristen Alltag mit dem Unübersetzbaren problemlos auskommen sollen.

Anders formuliert, trocken wie ein guter Sherry: Die Systeme der uns näher vertrauten Sprachen sind asystematisch. Die Uralttheorie, es gebe für jeden gedanklichen Ausdruck nur ein einziges präzises Wort, ist falsch. Denn die asystematischen Systeme der Sprache sind abhängig von Polymorphie, Polysemie, Explikation und Implikation. Beispiel für Polymorphie: Im Schubert-Lied heißt es, "Ich schnitt es gern in alle Rinden ein", obwohl es auch heißen könnte, "Ich würde es gern in alle Rinden einschneiden".

So vielgestaltig läßt sich's übersetzen und (nicht) singen. Beispiel für Polysemie: Wenn von einem "Nagel" die Rede ist, muß herausgefunden werden, ob er im Brett vorm Kopf steckt oder am Finger. Viele Wörter lassen sich erst aus dem Kontext verstehen, sind eingebettet ins Gespräch. Leider nicht alle Wörter. "Same cook, I suppose (Noch immer derselbe Koch... Noch immer dieselbe Köchin)." So steht's in einem englischen Roman. Und niemand hat bis heute herausgefunden, ob der Koch eine Köchin, die Köchin ein Koch ist, weil die betreffende Autorin im Kontext versagt hat. Bei uns ist die Explikation, ist das Ausgesagte (Koch) eindeutig. Im Englischen aber ist "cook" eine Implikation, da klingt in dem Ausgesagten etwas anderes mit. Frage an den Übersetzer: Was?

Ein großartiges Referat. Das Wissen wurde vermehrt, das Geahnte bestätigt, das vertraute Detail ins Großraumbett der Strukturen befördert. Und es war auch ein trostreiches Referat. Wandruszka erklärte die bisherigen Versuche, mit Maschinen zu übersetzen, für gescheitert, weil die Kybernetiker davon ausgegangen waren, die Sprache sei "mathematisierbar". "Unsere Sprache ist nicht ein in sich geschlossenes System. Sie setzt vielmehr immer etwas voraus, das wir mit unserer Welterfahrung, Lebenserfahrung erkennen können." (Aber das heißt nicht, die Linguisten und Kybernetiker müßten nun resignieren. Wie wär's, wenn sie sich mal durch den Kopf gehen ließen, ob Maschinen nicht mit den Bergen von Lexika gefüttert werden könnten? Eine

solche Dokumentationszentrale böte notwendige Hilfe. Im Sprachlabor des literarischen Übersetzers, wo bei der Suche nach dem treffenden Wort immer wieder Versuchsketten gebildet werden müssen, könnten dann die Arbeitsgänge erheblich verkürzt werden.)

Wandruszkas "Umgang mit der Sprache": das war für alle ein herrliches Einschwingen ins Drei-Tage-Thema. "Das Handwerk des literarischen Übersetzers" hieß es. Eingeladen hatten die Evangelische Akademie, Bad Boll, der Verband deutscher Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke und der Freundeskreis zur internationalen Förderung literarischer und wissenschaftlicher Übersetzungen. Warum letzterer? Weil er ein Mäzen ist, ein Stifter und Spender, ein Unter-die-Arme-Greifer. Ohne seine Schecks wäre das Treffen im Esslinger Gästehaus der Akademie nicht möglich gewesen. Er lebe!

Hoch überm Neckar hatten sich die Beckett- und Faulkner-, die Butor-, Wolfe- und Nabokov-Übersetzer ein Seminar verordnet, hatten sich selbst eine Pflanzschule geschaffen. Das war das Novum: "Sich selbst!" Sie wollten — wie es schon ihre schwedischen Kollegen getan haben — die ersten Kontakte zwischen sich und den Sprachwissenschaftlern herstellen, wollten deren Hilfe und Kritik (was das gleiche sein mag).

Die fundierteste Verbindung schuf Elmar Tophoven; heimlicher Tagebuchschreiber seiner Übersetzungsprobleme. Er setzte Bojen aus, markierte mögliche Richtungen für ein gemeinsames Fahrwasser für Linguisten und Übersetzer. Gäbe es viele Aufzeichnungen in der Art Tophovens, dann könnten sie wissenschaftlich ediert und kommentiert werden, könnten sie eine wichtige Sammlung von Erfahrungen ergeben. Es sollte nicht bei Tophovens Ansatz bleiben!

Die Seminare, gehalten in Französisch und Englisch, erinnerten leicht an die Tagungen der Gruppe 47. Auf dem elektrischen Stuhl ein Übersetzer mit seinem deutschen Text, im Halbrund die analysierenden, kritisierenden Kollegen mit dem fremdsprachigen Original. Die Opfer kamen glimpflich davon. Aber die Richter mußten für ihren ersten halböffentlichen Übersetzerprozeß erst die Methoden zur Urteilsfindung erarbeiten. Das gilt auch für die sich selbst verteidigenden Rollenträger des Angeklagten.

Auf die Frage nach seinen Techniken antwortete einer, er habe dieses und jenes (fernöstliche) Gedicht "so ein Jahr in sich herumgetragen und es dann aus dem Bauch übersetzt". So geht das nicht? So geht's auch. Aber es erschwert den Seminaristen die Arbeit, das Erkennen von Techniken.

Am dritten, dem letzten Tag hatten alle Macht die Lektoren. (Sie waren zahlreicher vertreten als die Kritiker. Ich dachte, auch Rezensenten seien des Übersetzers Partner...) J. Hellmut Freund aus Frankfurt erwies sich als idealer Freund der Translatoren. Wann auch immer er "Verlag" sagte, erinnerte er sich sofort an das Zeichen "mea culpa". Für ihn besteht die Aufgabe eines Lektors für den Übersetzer in der "Hilfestellung— in nichts anderem". Entscheidend ist seiner Ansicht nach das "Gespräch", ist der "Dialog". Und das ist weiß Gott entscheidend! Den wenigen nicht ganz so idealen Lektoren sei's ins Stammbuch geschrieben.

Auch Stephan Kaiser aus Stuttgart referierte über Lektorensorgen, die er jedoch, im Gegensatz zu Freund, nicht mit dem Verlag, sondern mit den Übersetzern hatte. Er schlug das dicke Buch der Fehler auf.

Nische, wie es in der DDR viele Nischen gab, das weiß man nicht erst von Günter Gaus. Mein Kollege Norbert Randow hat das mal so gesagt: Ein freier Geist konnte, wenn er eine auch existentielle Distanz zu diesem Staat wahren wollte, Übersetzer werden oder Keramiker. Aber mir scheint, das hatte auch eine Kehrseite, nämlich einen gewissen Elitismus. Das mag mancher vielleicht nicht gern hören, es ist auch nur so ein Eindruck aus der Distanz. Die Übersetzer waren formal in den Schriftstellerverband integriert, hatten da ihren Jour fixe, auch Seminare und so weiter, das war relativ autonom. Die Eintrittsschwelle dort lag meines Wissens bei zweitausend übersetzten Seiten. Ich glaube, da war keiner unter vierzig. Auch so erklärt es sich wohl, warum wir nach verheißungsvollen Anfängen heute doch wieder diese, na ja, etwas gespenstische Situation haben: dass die Übersetzer aus dem Osten, die zum Beispiel hier in diesem Saal sitzen oder auch zu den Jahresversammlungen gehen, an einer Hand abzuzählen sind. Als mir das zum ersten Mal auffiel, war ich sehr erschrocken. Aber dieser Generationenknick, er befindet sich ungefähr auf der Höhe meiner Generation, vielleicht ein bisschen darüber oder darunter, war schon angelegt. Eine gewisse Überalterung bei den aktiven Übersetzern der DDR zumindest in den achtziger Jahren ließ sich jedenfalls nicht

Dass die Arbeitsbedingungen andere waren, ist allgemein bekannt. Dass man es sich zum Beispiel leisten konnte, langsamer zu arbeiten. Das hatte mit den existenziellen Umständen zu tun, aber auch damit, wie der Literaturbetrieb insgesamt funktionierte. Ich kann es vielen Kollegen nicht verdenken, dass sie sich gern daran zurückerinnern. Nicht weil sie gerne faul waren oder so, sondern weil sich die Möglichkeit bot, gründlicher zu arbeiten, und das betraf in der Regel auch das Lektorat. Andererseits, wenn man den Unterschied zwischen Übersetzen im Westen und Übersetzen im Osten betrachtet ... WT und OT sozusagen ..., dann sollte man die gravierenden Veränderungen mit ins Auge fassen, die sich seit 1989 für die Arbeit der »gesamtdeutschen« Übersetzer ergeben haben. An dieser Entwicklung gemessen, verblassen die alten Unterschiede zwischen Ost und West doch sehr.

Was die Kollegen gegenüber damals besonders vermissen, ist der, ich nenne es mal: arrivierte Stand im Betrieb, der es ihnen zum Beispiel ermöglichte, eigene Entdeckungen bei den Verlagen anzubringen, in aller Ruhe schöne Herausgaben, Anthologien und ähnliches zu machen. Verglichen mit heute, wo Übersetzen tendenziell Fließbandarbeit ist, wo die Arbeitsteilung viel ausgeprägter, festgefahrener ist, waren das goldene Zeiten.

Aus dem Englischen wurde in der DDR relativ wenig übersetzt, am ehesten noch Klassik. Zeitgenössi-

sches kam meist in Form von Lizenzen herüber. Aus dem Russischen wiederum, völlig klar, gab es viel mehr zu tun, ungleich mehr als heute; ich glaube, über zwanzig Titel pro Jahr allein im »Übersetzungskombinat« Volk&Welt. Ebenso aus kleineren und vor allem osteuropäischen Sprachen, es gab da so ein verlegerisches Minimum, schon aus politischen Gründen brachte jeder größere Verlag jedes Jahr ein rumänisches oder bulgarisches Buch. Logischerweise gab es darum viel weniger Englisch- als Russischübersetzer. Für letztere war die Situation nach der Wende am schwersten, und die Einbrüche waren am größten – ein strukturelles Problem sozusagen.

Haben diese Übersetzer dann aufgehört?

Manche haben aufgehört, weil sie die Möglichkeit hatten, sich in den Vorruhestand zu retten. Der Neueinstieg war eine Sache von Glück und Mut und Geschick. Rettende kleine Inselchen im Sturm waren zuerst mal die paar DDR-Verlage, die nominell und teils auch personell überlebten und sich erst allmählich in den Westen »hineinentwickelten«: Aufbau, Volk&Welt, Reclam ... Wer da einen Fuß in der Tür hatte, der wurde sozusagen ein Stück mitgenommen. Es gab andere Notanker, zum Beispiel die öffentliche »Stütze«. Ich selbst hätte mir Mitte der Neunziger vermutlich einen anderen Beruf suchen müssen, hätte es nicht die Übersetzerförderungen und Druckkostenzuschüsse für osteuropäische Literatur in Sachsen gegeben oder die vom Literarischen Colloquium Berlin akquirierten Bundesmittel.

Ansonsten ist die Tatsache, dass manche Kolleginnen und Kollegen aus der DDR nicht wieder Fuß gefasst haben, ganz gewiss nicht dem VdÜ anzulasten, im Gegenteil: Die Chance für einen Ostübersetzer, die Kurve zu kriegen, war dadurch, dass man so solidarisch, mit offenen Armen und nützlichen Wegweisungen empfangen wurde, sehr viel größer geworden. Natürlich gab es gewisse Vorbehalte, die zum Teil Vorurteile waren, es gab dieses kuriose Wort von der »Plüschigkeit« der DDR-Übersetzungen, das die Runde machte und helle Entrüstung bei uns hervorrief, aber das ist Anekdote, und natürlich gab es unter den Westkollegen auch so eine irrationale Angst: dass die DDR-Übersetzer euch, na, vielleicht nicht überrennen, aber zum Beispiel die Preise kaputtmachen könnten.

Tietze: Die Angst gab es schon vorher, vor allem vorher: Wir haben ja in den Siebzigern und Achtzigern hier kaum was aus dem Russischen zu übersetzen gehabt, weil die Verlage billige Lizenzen in der DDR kauften, und das machte für uns den Beruf des Russischübersetzers in Westdeutschland unmöglich – es sei denn, man übersetzte »Dissis«, überleben konnte man wirklich nur

Jetzt wären die Übersetzer an der Reihe gewesen, das Zeichen "mea culpa" zu schlagen. Aber erstens waren die Betroffenen leider nicht anwesend, und zweitens erklärte Kaiser, wie zu übersetzen sei, hänge von den Leserschichten ab, um die sich ein Verlag bemühe. Das eine Unternehmen, das populäre Literatur produziere, möchte alles schön eingedeutscht haben (einschließlich fremdländischer Ränge und Anreden). Das andere Unternehmen, das an seine Kunden literarische Ansprüche stelle, setze wiederum ein Vertrautsein mit anderen Landessitten etc. pp. voraus. (Also müsse der Übersetzer fein bedenken, für wen er übersetze.) Zum Schlußeinigten sich beide Lektoren in dem Bekenntnis: Nichts ist wichtiger als ein ununterbrochener Dialog mit den Wächtern am Turme zu Babel.

Alles in allem: Das war nun wirklich mal ein Experiment. Die Esslinger Gespräche der Übersetzer sollten zu einer Institution werden. Und Verleger und Autoren sollten hinzukommen. Die Teilnehmer sprachen begeistert von einem "Erfolg".

Und Dieter Lyko von der Akademie Bad Boll, der umsichtige, geschickte Fädenspinner, dem es bei anderen Tagungen bisher aufgetragen war, Kontrahenten einander nahezubringen, ein Gespräch zu organisieren, mußte zum guten Ende zugeben: Dieses erste deutsche Übersetzerseminar arrivierter Sprachentransporteure besaß ganz im Sinne Martin Bubers vom Anfang bis zum Schluß "dialogisches Leben". Helmut M. Braem

als Dissidenten-Übersetzer. Und wenn man dann sagte, nein, diese Kategorie interessiert mich nicht, ich will Literatur übersetzen, dann kam man nicht an, weil natürlich immer die billigen Übersetzungen aus der DDR da waren. Ich hab dann versucht, das auf Übersetzertreffen in Moskau, wo man sich auf neutralem Boden treffen konnte, den DDR-Kollegen klarzumachen – die haben mich nicht verstanden. Dass es im Westen so zugeht, war einfach nicht zu verstehen. Das ist ein ganz wichtiger Punkt, man muss das von beiden Seiten betrachten.

Ein Fazit: Was war und ist euch das wichtigste am Verhand?

Kroeber: Die pure Tatsache, dass man nicht alleine mit seinem Kram ist, sondern ab und zu mal die Gelegenheit hat, mit Kollegen über Dinge zu sprechen, die wir sonst allein lösen. Das ist vielleicht das Allerwichtigste: die Kollegialität.

Peterich: Für mich ist das auch eines der wichtigsten Dinge, gerade da ich vom ganz frühen Anfang dabei war, als es überhaupt noch keine Möglichkeit gab, mit Kollegen zu kommunizieren. Auch das Finanzielle ist wahnsinnig wichtig geworden. Und wenn ihr eine Vorstellung hättet, wie herablassend Übersetzer, junge Übersetzer früher am Beginn ihrer Laufbahn behandelt wurden – da ist das heute schon etwas anders, weil das Bewusstsein gewachsen ist.

Brackmann: Ich bin glücklich, dass der Verband so wächst und gedeiht und kann nur hoffen, dass es genauso bleibt, wie man immer erhofft hat: Dass die Erfahrenen den nicht ganz so Erfahrenen helfen, dass die Leute zusammenhalten, sich nicht unterbieten und das sind, was man – ich weiß, das Wort kann man nicht mehr hören: – eine solidarische Gemeinschaft nennt.

Tietze: Der einzige Nachteil am Übersetzerberuf ist für mich die Einsamkeit der Arbeitssituation. Und die lässt sich natürlich durch so einen Verband sehr gut auflösen, da lassen sich schöne Formen des Zusammengehens ausprobieren. Es geht es in diesem Beruf überhaupt nicht ohne Verband, man kann dieses Unterprivilegiertsein eigentlich nicht anders aushalten.

Tretner: Ich kann dasselbe nur mit anderen Worten wiederholen: Das wichtigste am Verband ist, dass wir so viele sind – und nahezu nur nette Menschen.

In den letzten 50 Jahren ist viel erreicht worden – was fehlt noch, was kann den Jüngeren mit auf den Weg gegeben werden?

Tretner: Ich möchte es so auf den Begriff bringen: Montagsdemonstration natürlich, aber vor dem Hause Bertelsmann ... Tietze: Ich finde, der VdÜ hat wirklich schon sehr viel gelöst, aber er hat auch an einem Punkt etwas noch nicht so ganz gelöst, nämlich die Kategorien klarzulegen: dass wir tatsächlich in unserem sozialen Verhalten alle gleich sind, in der Beurteilung unserer Arbeit aber ungleich. Wenn eine Übersetzung öffentlich angegriffen wird, heißt das natürlich nie und nimmer, dass der Übersetzer nicht ordentlich bezahlt werden muss. In diesem Sinne meine ich, dass wir sozial gesehen alle gleich sind und von den Verträgen her auch noch einen ganz anderen Status kriegen müssen. Das hat aber nichts mit der Qualität dessen, was wir als Arbeit abliefern, zu tun, da muss man auf einer ganz anderen Schiene diskutieren. Ich hab manchmal das Gefühl, dass das noch ein bisschen durcheinander geht.

Brackmann: Was mich sehr wundert und enttäuscht, betrifft etwas, wofür viele lange gekämpft haben, nämlich Seminare für Übersetzer. Die Referenten, die sich die Seminare ausdenken, sind alle miteinander immer etwas enttäuscht, wie wenig Interesse daran besteht. Mir ist das ziemlich rätselhaft. Denn es sind doch viele hier, die noch keine 20 Jahre Berufserfahrung haben und denen doch so ein Seminar, allein um sich selbst mal zu kontrollieren, gut täte – so sehe ich das von außen.

Peterich: Ich bin schon ziemlich lange draußen, ich habe seit acht Jahren kein einziges Buch mehr übersetzt, daher kann ich nichts dazu sagen, was heute im Schwange ist.

Kroeber: Ich möchte noch mal das Sisyphus-Beispiel bemühen. Sisyphus braucht, um seine Tätigkeit auszuüben – den Stein immer wieder raufzurollen, im Wissen, dass es dann doch wieder umsonst war – ein ungeheuer starkes Selbstbewusstsein. Und das ist etwas, was ich mir für den Verband und für jedes seiner Mitglieder einzeln wünsche. Dass es möglichst wenige Mitglieder gibt, die jedesmal, wenn etwas schiefgelaufen ist oder sie irgendein Problem haben, sagen, da muss der Vorstand jetzt mal machen – erst mal muss man selber was machen, dann kann man überlegen, was man allein nicht schafft oder mit anderen zusammen, dann bilden sich kleinere oder größere Gruppen, und daraus kann man schließlich Verbandspolitik machen. Aber das funktioniert natürlich nur so rum und nicht andersrum. Wenn die Verhandlungen mit den Verlegern stagnieren, und dann Kollegen und -innen sich beschweren, dass der Verband nichts tut, das bringt nichts. Der Sisyphus muss schon ein gutes Selbstbewusstsein haben. Sonst bleibt der Stein da unten liegen.

> Fotos: Thomas Wollermann Transkription und Bearbeitung: Kathrin Razum

Ülersetzen (ehemals »Der Übersetzer«) erscheint vierteljährlich.
Einzelpreis € 7.-, Jahresabo € 20.- incl. Versandkosten innerhalb Europas.
Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VdÜ) in Zusammenarbeit mit der Bundessparte Übersetzer des VS in ver.di, Potsdamer Platz 10, 10785 Berlin.
Bankverbindung: SEB AG Bank Berlin, Konto 1619848500, BLZ 10010111.
Redaktion: Kathrin Razum, Hans-Thoma-Str. 5, 69121 Heidelberg (verantwortlich);
Maike Dörries, Stresemannstr. 19, 68165 Mannheim (Abonnements); Regina Peeters.
Layout: Christoph Morlok. Druck: ver.di Hausdruckerei Landesbezirk Baden-Württemberg
Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe.